

WALT DISNEY

DIE WÜSTE LEBT

Walt Disney

DIE WÜSTE LEBT

*Nach dem Film beschrieben
von Manfred Hausmann*

1955

Im Bertelsmann Lesering

Mitarbeiter des Films:
Naturaufnahmen: N. Paul Kenworthy,
Jr. und Robert H. Crandall.
Ergänzende Aufnahmen: Stuart V. Jewell, Jack C. Couffer,
Don Arien und Tad Nichols, Joseph Muench
Zusammenstellung: James Algar, Winston Hibler, Ted Sears
Musikalische Leitung: Paul Smith
Orchestrierung: Edward Plumb
Spielleitung: James Algar.
Beteiligter Erzeuger: Ben Sharpsteen

Copyright 1955 by Walt Disney Productions, Burbank (California) and Blüchert-Verlag
Stuttgart.

World Rights Reserved. Printed in Germany. Jeglicher Nachdruck verboten
Druck der Tiefdrucktafeln Schünemann, Bremen. Gesamtherstellung Fritzsche- Ludwig, Berlin
Graphische Gestaltung Willi Wörmann

Es liegt im Wesen des Films, vergänglich zu sein. Anderthalb Stunden fasziniert er die Menschen, dann verdunkelt sich die silberne Wand, und das Märchen ist zu Ende. Es liegt im Wesen des Menschen, daß er dieser Vergänglichkeit Dauer verleihen, daß er das schnell Vorüberhuschende zu Hause noch einmal erleben und bedenken möchte. Darum haben unsere Kameraleute während der Arbeit an dem Großfilm „Die Wüste lebt“ zum ersten Male gleichzeitig mit den bewegten Aufnahmen auch Standfotos gemacht. Aus der Fülle der einzigartigen farbigen Bilder hat der Verleger über hundert der eindrucksvollsten und lebendigsten ausgewählt und sie zu einem packenden Bilderbuch vereinigt. Unterstützt von den beschreibenden Worten eines bekannten Schriftstellers lassen sie den erregenden Zauber des Films wiederum vor den Augen des Lesers entstehen. Vielleicht ist dem Buch eine noch tiefere und nachhaltigere Wirkung beschieden als dem Film, weil man es, sooft man will, zur Hand nehmen und sich stundenlang in die wundersame Tier- und Pflanzenwelt versenken kann, die in der scheinbar toten Wüste hinter den eisigen Graten der Sierra Nevada lebt und webt.

Wie der Film die Traumwelt eines Buches in eine gewisse Wirklichkeit zu übersetzen vermag, so vermag das Buch der Vergänglichkeit eines Films eine gewisse Dauer zu verleihen. Das eine kann dem anderen helfen.

Wir freuen uns, daß nun auch die Millionen von Menschen, die in den Lichtspielhäusern Deutschlands mit angehaltenem Atem die abenteuerlichen Entdeckungsarbeiten unserer Kameraleute und Naturwissenschaftler nacherlebt haben, durch dies Buch in die Lage versetzt werden, das unaufhaltsam vorüberziehende Schauspiel einer Abendstunde in ein unvergängliches Besitztum zu verwandeln.

WALT DISNEY

DER MENSCH UND DIE NATUR	7
DIE WÜSTE, EIN MEER AUS SAND UND STEINEN	15
DAS HARTE GESETZ	23
ZUGRIFF UND ABWEHR	35
DÄMMERUNG UND NACHT	52
VERSPIELTE MORGENSTUNDEN	62
DAS LEBEN LEBT VOM TODE	79
DAS WILDE LEBEN	91
DAS MYSTERIUM DER SCHÖNHEIT	101
Alphabetisches Stichwortverzeichnis	111

AMEISEN	111	NEVADA	118
ARIZONA	111	OREGON	118
BOCKKÄFER	111	ORGELPFEIFEN-KAKTUS	118
CANON	111	RADAR-OHREN	118
CHITIN	111	RAUBWESPEN	118
CHLOROPHYLL	111	ROTLUCHS	119
CHOLLAKAKTUS	112	ROTSCHWANZ-BUSSARD	119
COUP DE FOUDRE	112	SAGUARO-KAKTUS	119
DISNEY, WALTER ELIAS	112	SCHILDKRÖTEN	119
ERDHÖRNCHEN	112	SCHUPPENECHSEN oder Schuppenkriechtiere	120
EULEN	112	SIERRA NEVADA	120
FLEDERMÄUSE	113	SKORPIONE	120
FRISCHLINGE	113	SKUNK	121
GEBRECH	113	SPOTTDROSSELN	121
GECKOS	114	STACHELN	121
HUNDERTFÜSSLER	114	STINKTIER -> Skunk	121
JOSUA-BAUM	114	STRUMPFBANDNATTER	121
KAKTUSGEWÄCHSE oder Kakteen	114	TASCHENMÄUSE	122
KALIFORNIEN	115	TAUSENDFÜSSLER	122
KÄNGURUH-MÄUSE	115	VOGELSPINNEN	122
KASKADEN-GEBIRGE	116	WEGLÄUFER	122
KATZENFRETT	116	WÜSTEN	122
KLAPPERSCHLANGEN	116	WÜSTENPFLANZEN	123
KRÖTEN	117	WÜSTEN-SCHILDKRÖTE	124
KRUSTENECHSEN	117	WÜSTENTIERE	124
LUPINEN	117	XEROPHYTEN	124
NABELSCHWEINE	117	ZIESEL oder Zieselmaus	124
NASENBÄREN	118		

DER MENSCH UND DIE NATUR

Die Schöpferworte, die einst gesagt wurden, daß die Erde Gras, Kraut und fruchtbare Bäume aufgehen lassen und Vieh, Gewürm und Tiere aller Art hervorbringen solle, sind bis auf den heutigen Tag in wirkender Kraft. Sie gelten für jeden Bereich unseres Wandelsterns, auch für den armseligsten. Es ist bewegend und erregend, zu beobachten, wie die Erde in unbeirrbarem Drang selbst dort etwas Lebendiges hervorzubringen trachtet, wo scheinbar nichts mehr gedeihen kann. Wer hat nicht schon einmal in Verwunderung vor einem Felsenriß oder vor einem winzigen Sprung in einem Gemäuer gestanden, aus dem sich ein Strauch oder nur ein Grasbüschel hervorgezwängt hat! Unbegreiflich, woher die Pflanze an dieser steinigen Stelle ihre Nahrung nimmt. Aber sie vermag es, sie behauptet sich, sie wächst, sie lebt.

Wenn auch für den Menschen das Leben keineswegs der Güter höchstes ist, für die Pflanze gibt es nichts Höheres und Dringlicheres als dazusein, ihren Samen bei sich zu haben und das Dasein ihrer Art fortzusetzen durch die Jahre und Jahrtausende hindurch bis ans Ende der Zeiten. Dasein, nur dasein, wie auch immer und wo auch immer, das ist ihr Gesetz. Und wie die Pflanze, so das Getier. Eine Stätte kann noch so unwirtlich, leer, tot, verdorrt oder eisig sein, es finden sich dennoch Geschöpfe, die imstande sind, hier ihr Leben zu fristen. Die Eis- und Wasser-Einöden der Polargegenden erregen sich, wie es im Schöpfungsbericht heißt, mit webenden und lebendigen Tieren. In der schwärzesten Nacht der Tiefsee glimmen und glitzern seltsame Leuchtfische. Und durch den glühenden Sand der Wüste ziehen sich die Spuren von Wesen, die der Glut auf vielfältige Weise zu trotzen wissen. Die Namen, die der Mensch den abgeschiedenen Orten gibt, Namen des Todes, der Verfluchtheit, der Hölle, der Trostlosigkeit, verraten, wie verhaßt ihm diese Landstriche sind und wie sehr er sich vor ihnen fürchtet. Aber das Leben fürchtet sich vor nichts. Es nützt die geringste und allergeringste Gelegenheit gierig aus, um sich zu verkörpern, auch im Tal des Todes, auch auf dem Teufelsfelsen, auch in der Steppe des Grauens, auch in der Sorge-Bucht, auch am Hunger-Kap. Warum?

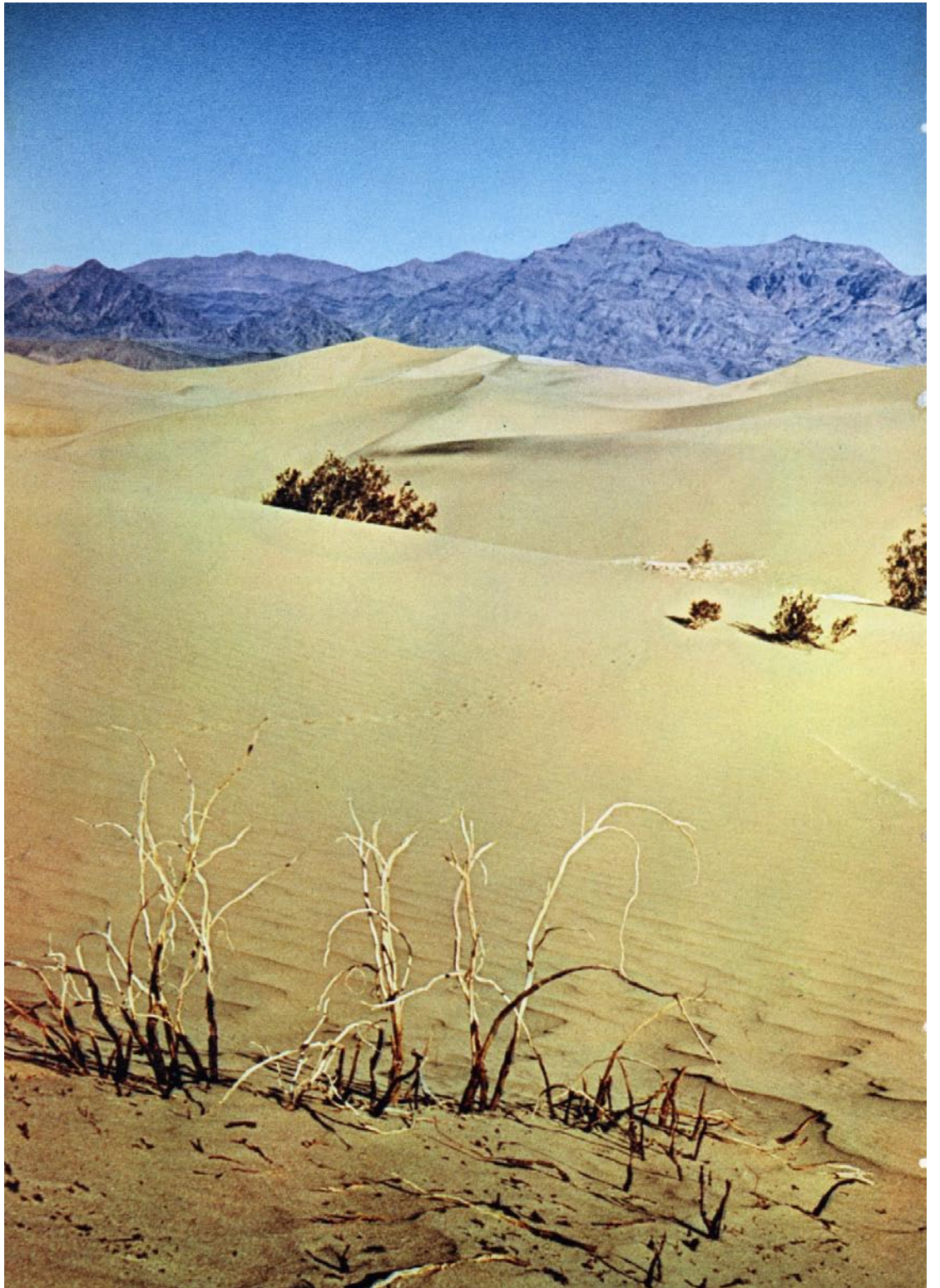
Der Erdball hat doch gedeihliche, üppige, gesegnete Landstriche und Gewässer genug und übergenug. Warum muß gerade hier geblüht und gelebt werden? Das Leben antwortet nicht. Es blüht und lebt.

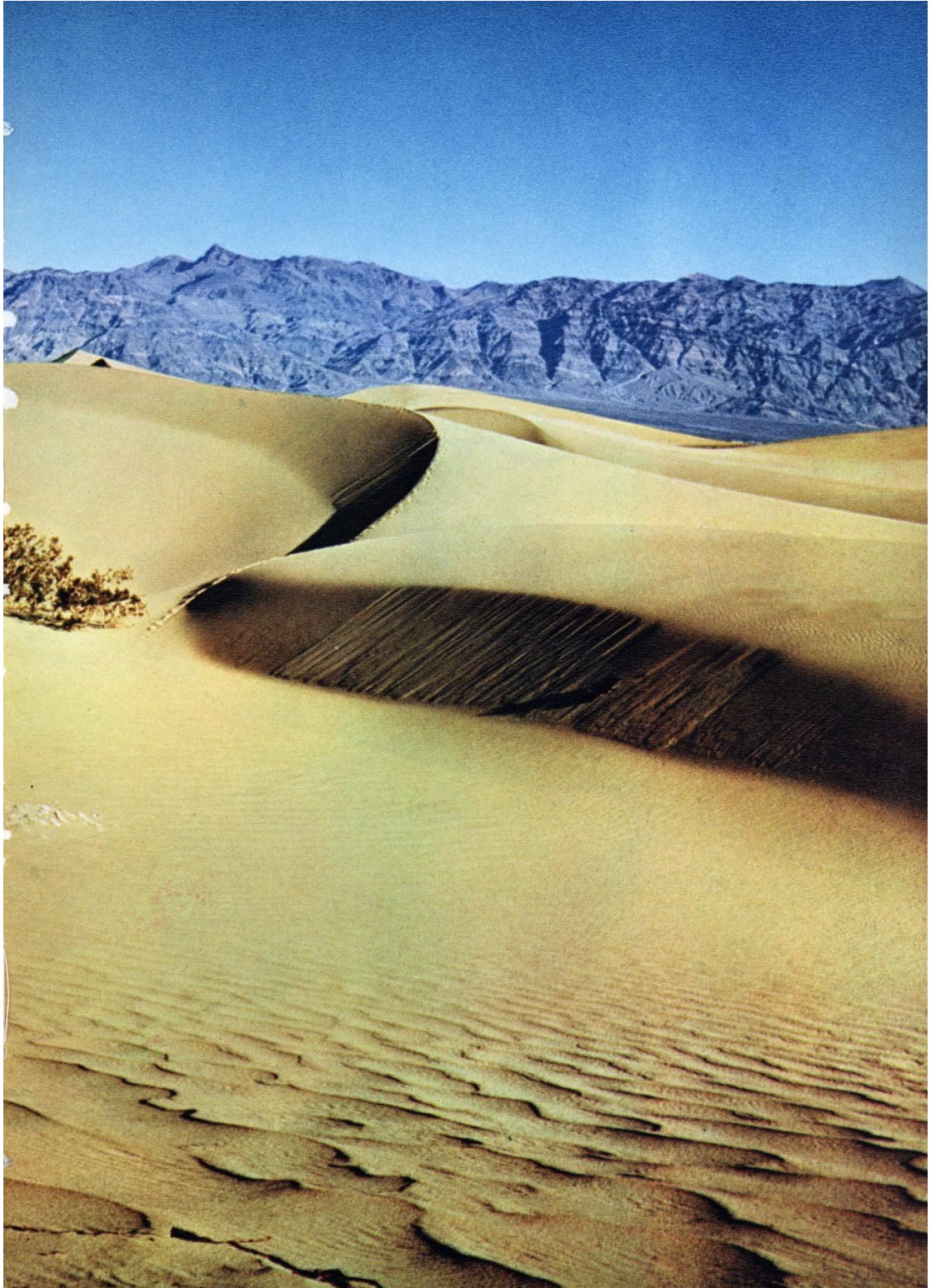


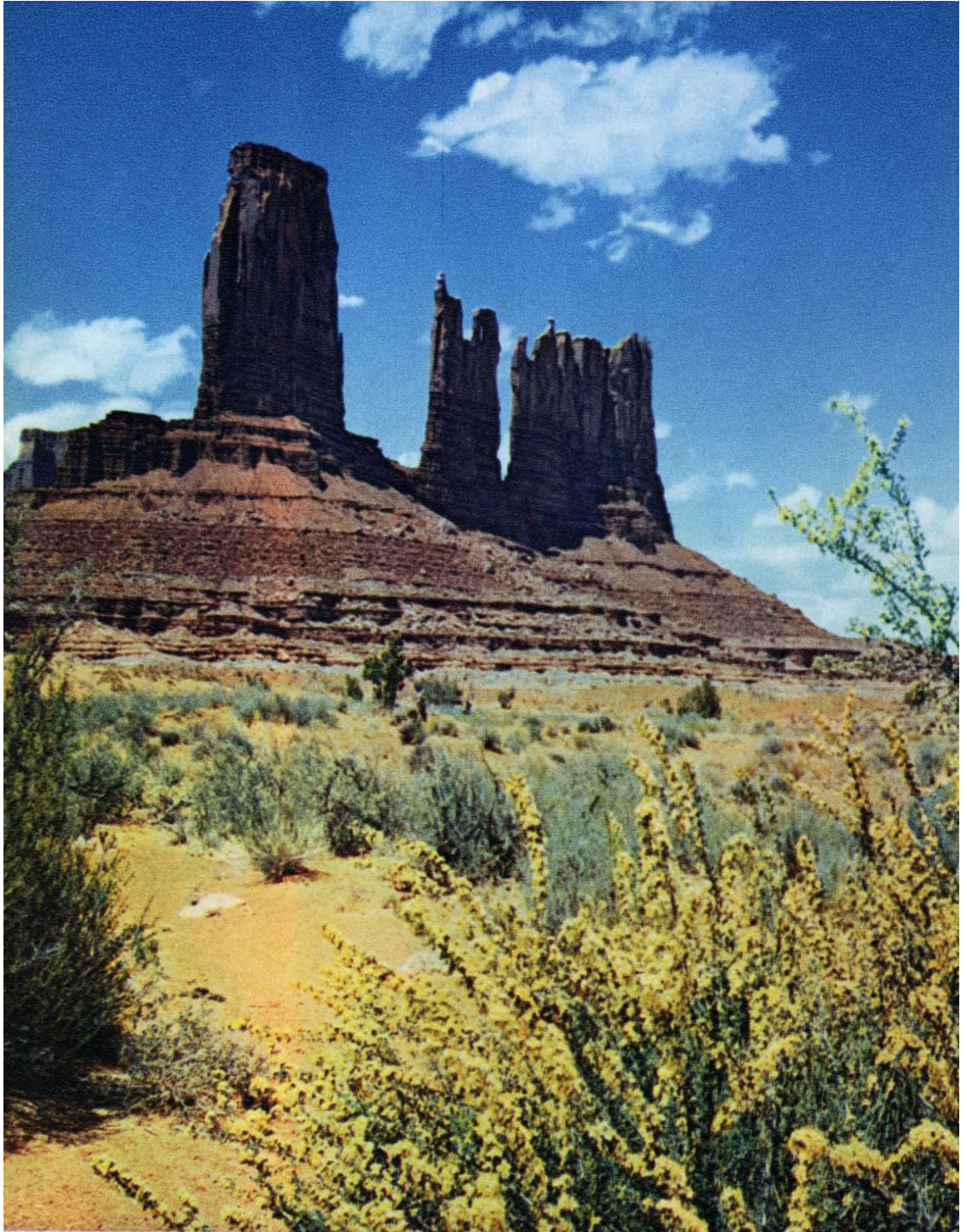
Der Himmel, die Berge, die Steine, die Pflanzen, alles starrt vor Unbarmherzigkeit.

Mit dem bloßen Darauflosblühen und Darauflosleben ist es aber nicht getan. Die ganze Vielfalt dieser phantastischen Formen, die so phantastisch sind, daß die verwegenste menschliche Phantasie nicht mitkommt, diese oft verblüffend bizarren Abläufe von Geburt, Ernährung, Fortpflanzung und Tod, diese wechselseitige Abhängigkeit, dies Fressen und Gefressenwerden, diese Fruchtbarkeit und Bedrohtheit, diese unheimlich verwickelte Welt muß auch im Gleichgewicht gehalten werden. Würde das Blühen und Leben an einer Stelle nur ein wenig zu stark, ohne daß alsbald eine Korrektur einträte, dann liefe der aus unzähligen Einzelorganismen bestehende Gesamtorganismus Gefahr, in Unordnung zu geraten und unterzugehen. Es ist, als wache ein verborgener, aber allgegenwärtiger Wille unaufhörlich darüber, daß jedem sein Recht werde, dem Großen wie dem Kleinen, dem Mächtigen wie dem Zarten, dem Einfachen wie dem Komplizierten, dem Raubgierigen wie dem Friedlichen. Im Einzelnen herrscht der Zufall, im Ganzen jedoch so etwas wie ein Plan. Und das Ganze stellt sich, je tiefer man in die Zusammenhänge eindringt, um so nachdrücklicher als ein unfaßbares Wunder dar.

Und doch hat das Wunder, das sich im Gewucher des tropischen Urwaldes ebenso vollzieht wie in der Kargheit der Wüste, keinen anderen Sinn als den, sich zu vollziehen. Und das ist nicht eigentlich ein Sinn. In endloser Folge löst der Tod das Leben ab und das Leben den Tod. Wie mühsam die einzelne Pflanze ihre Gestalt, ihre Blüte und ihre Frucht auch den Elementen der Erde und der Luft abgewinnt, sie ist nur dazu da, um die Kette nicht abreißen zu lassen, diese erschreckend gleichmäßige Kette, in der Glied auf Glied folgt, Wiederholung auf Wiederholung, sinnlos, rätselhaft, bedrückend. Wie eifrig, mutig, unermüdlich und begierig ein Tier auch darauf bedacht ist, sich am Leben zu halten und Nachkommen zu haben, auch seine Rolle im geschichtslosen Spiel des Ganzen ist von einer Eintönigkeit, die den menschlichen Geist, wenn er sie bedenkt und zu Ende zu denken versucht, zur Verzweiflung bringen kann. Geburt und Tod, Geburt und Tod, Geburt und Tod, ein ewiges Einerlei. Die Daseinskette ist eine wirkliche Kette, eine Sklavenkette, die keine Pflanze und kein Tier abwerfen kann.







Vereinzelte Kernstücke alter Gebirgszüge ragen aus dem Verwitterungsschutt wie Bildsäulen empor.

Und so haben sie denn, die Tiere mehr noch als die Pflanzen, aber die Pflanzen auch, diesen Ausdruck der Hilflosigkeit und Verlorenheit, so liegt denn über ihrer Ruhe dieser Gleichmut und diese Dumpfheit, so ist ihre Schönheit denn von dieser ergebungsvollen Trauer verschleiert, so bekundet sich denn auch in ihren anmutigsten und geschmeidigsten Bewegungen diese marionettenhafte Leere, die allem Endgültigen, nicht mehr zu Steigernden innewohnt, so blicken ihre Augen denn ohne Hoffnung, ob es sich um die starren Augen eines Fisches oder um die beseelten eines Rotkehlchens, um die erbarmungslosen einer Schlange oder um die denkenden eines Pferdes handelt. Das Tier weiß, im Gegensatz zum Menschen, nichts von seinem Tode und hat doch im Grunde kein anderes Schicksal als den Tod.

Die Ausdrücke „Hilflosigkeit“, „Verlorenheit“, „Gleichmut“, „Dumpfheit“, „Leere“, „Trauer“, „Hoffnungslosigkeit“ bezeichnen Stimmungen der menschlichen Seele, die eigentlich nicht ohne weiteres auf das Tier übertragen werden dürften. Der Mensch neigt viel mehr, als er es ahnt, dazu, Pflanze, Tier und den gesamten Bereich der Natur zu vermenschlichen. Es ist unstatthaft, weil unsinnig, etwa von der Grausamkeit eines Raubtieres, vom Schmarotzerdasein einer Pflanze, von der Treue eines Hundes zu sprechen. Da werden Wertungen des menschlichen Geistes, ethische Wertungen zum Beispiel, in eine Welt hineingetragen, deren Lebensabläufe sich ohne Geist und ohne Ethik vollziehen. So gut wie jede Tiergeschichte ist eine Art von Märchen, weil sie, bewußt oder unbewußt, das Verhalten der Tiere in Beziehung setzt zu menschlichen Verhaltensweisen. Dem gleichen äußeren Vorgang werden ohne weiteres die gleichen seelischen Beweggründe untergeschoben. In Wirklichkeit besteht diese Entsprechung keineswegs. Eine Vogelmutter, die ihre Jungen füttert, tut das in biologischer Unfreiheit, sie hat keine andere Wahl. Eine Menschenmutter, die für ihr Kind sorgt, tut es zufolge einer in Freiheit getroffenen Entscheidung. Zwischen beiden klafft ein Abgrund.

Vielleicht verfällt der Mensch, auch der wissenschaftliche, deshalb immer wieder in einen solchen Fehler, weil er, ohne sich darüber klar zu sein, auf diese Weise die unheimliche Fremdheit mildern will, die zwi-

schen ihn und die Natur gesetzt ist. Wenn schon in der Beziehung von Mensch zu Mensch und selbst in der Beziehung von einem Liebenden zum andern ein unaufhebbarer Rest von Fremdheit bleibt, so gibt es in der Beziehung von Mensch zu Pflanze, von Mensch zu Tier überhaupt kein Verstehen, kein wirkliches Verstehen. Der Mensch lebt als ein todeinsamer Fremdling in der Natur. Selbstverständlich regen sich in ihm beim Umgang mit Pflanze und Tier vielfältige Empfindungen, aber eine echte Verbindung, ein Hin und Her, ein Zueinander und Miteinander, das die Grenzen überwindet, wie das Miteinander von Freunden, von Eltern und Kindern, von Eheleuten die Grenzen und Fremdheiten zu überwinden vermag, findet nicht statt.

Auch Walt Disneys Film vom seltsamen Leben in der nordamerikanischen Wüste stellt die Vorgänge so dar, wie Menschengenossen, die von menschlichen Seelen und menschlichen Geisteskräften gelenkt werden, sie erblickt und gewertet haben. Mehr noch, er erzählt von Freud und Leid der Geschöpfe, wie eben Walt Disney zu erzählen pflegt. Trotz seiner Wirklichkeitsnähe ist dieser Film so etwas wie ein Märchen, ein Disney-Märchen. Kein Dokumentarfilm im strengen Sinne also, sondern ein Bildwerk, das durch die Art, wie es die Begebnisse wiedergibt und wie es sie durch die begleitenden Worte erläutert, das durch eine bewußte Gestaltung versucht, dem sinnlos und rätselvoll über unabsehbare Zeiträume sich wiederholenden Kreislauf des biologischen Geschehens etwas Verständliches und womöglich Versöhnendes zu geben.

Überblickt man die Natur als Ganzes, diesen ungeheuren, sich immer gleichbleibenden Aufwand an Qual und Lust, der täglich und stündlich um seiner selbst willen getrieben wird, dann überkommt einen das Grauen. Betrachtet man aber nur begrenzte Abschnitte dieses Geschehens, in denen absonderliche Individualitäten ihr Wesen haben und individuelle Schicksale sich abspielen, vertieft man sich, wie Walt Disneys Film es tut, in Einzelheiten, in die aufregenden Episoden im Daseinskampf dieses oder jenes Tieres, dieser oder jener Pflanze, dann verwandelt sich das Grauen in ein ehrfürchtiges und andächtiges Staunen.

DIE WÜSTE, EIN MEER AUS SAND UND STEINEN

Wenn eine feuchte Luftströmung durch irgendein Hindernis, das sich ihr entgegenstellt, zum Beispiel durch eine Gebirgskette, gezwungen wird, emporzugleiten, dann kühlt sie sich ab. Dadurch verdichtet sich die Feuchtigkeit, die bislang unsichtbar war, zu winzigen Tröpfchen, zu Nebel, zu Wolken, zu Regen. Sobald in einem Kubikmeter Wolkendampf mehr als fünf Gramm Wasser enthalten sind, beginnt es als Regen, Schnee oder Hagel auf die Erde herabzufallen. Je höher ein Gebirgszug ist, um so höher muß die Luft steigen, um darüber hinwegzukommen. Je höher sie steigt, um so kühler wird sie. Je kühler sie wird, um so weniger Feuchtigkeit kann sie mit sich führen. Je weniger Feuchtigkeit sie mit sich führt, um so weniger Regen sinkt auf die Landstriche herab, die hinter der Bergkette liegen.

Das ist einer der wichtigsten Gründe dafür, daß sich westlich des Kaskadengebirges und der Sierra Nevada, dieses gewaltigen, eintausendsechshundert Kilometer langen Gebirgszuges, der parallel der pazifischen Küste Nordamerikas verläuft, fruchtbare Täler und östlich davon unabsehbare Einöden erstrecken. Die triefenden Winde, die vom Westen, vom Stillen Ozean heranwehen, verlieren ihr fruchtbringendes Naß, ehe sie über die dreitausend und viertausend Meter hohen Gneisgrate weiterziehen. Fast das ganze Jahr hindurch warten die jenseitigen Ebenen, warten die Hügel und Täler Süd-Oregons, Nevadas und Südkaliforniens vergeblich auf Regen. Tag für Tag schleudert die Sonne ihre glühenden Lichtwogen durch einen wolkenlosen Äther gegen die Erde und dörret sie aus. Die letzten Spuren pflanzlichen Lebens verbrennen. So weit das Auge reicht, erblickt es nichts als nackte Felsen, braun und mißfarben in der Nähe, blau, violett und lila in der Ferne. In den weit geöffneten Tälern zwischen den steinernen Bergrippen bläst der Wind Dünenzüge aus feinem Sand und Staub zusammen. Ein Gipfel schwingt sich weich hinter dem andern dahin, rötlichgelbe Wogen eines ewig bewegten Meeres, das von Urzeiten her immer tiefer und ausgedehnter geworden ist und auch jetzt noch unaufhörlich neuen Zustrom bekommt.

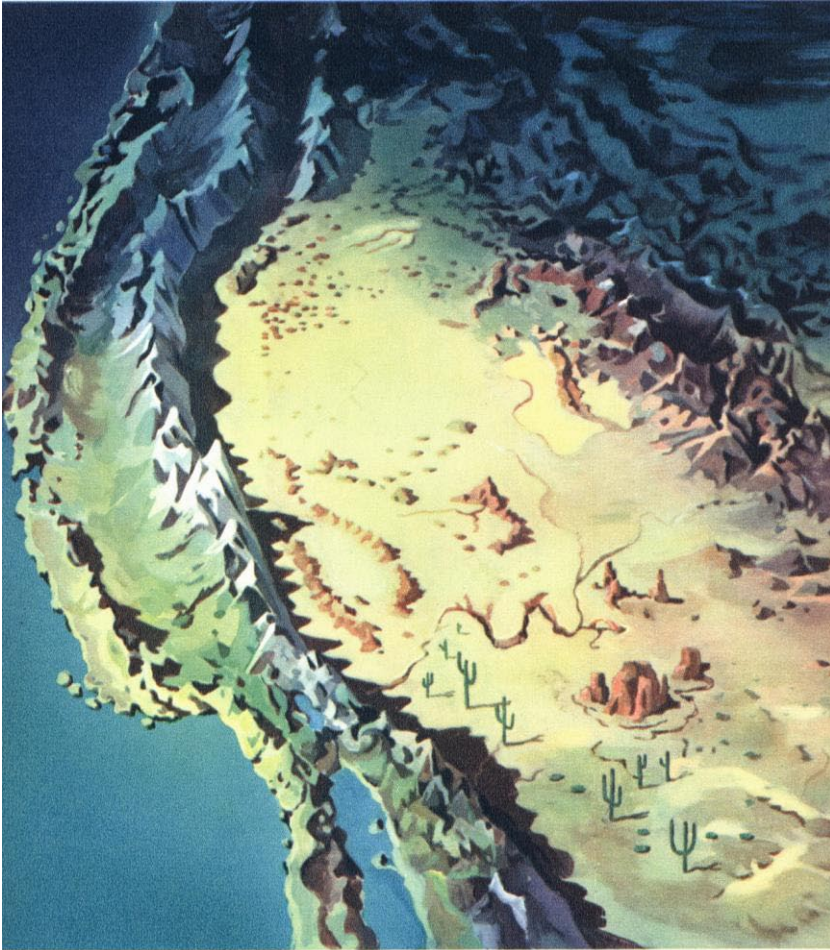
Die starken Temperaturunterschiede zwischen den höllenheißen

Tagen und den eisigen, winddurchsausten Nächten lassen auf der Oberfläche der Felsen Spannungen entstehen, denen auch das härteste Gestein auf die Dauer nicht gewachsen ist. Zuerst zeigen sich haarfeine Risse, dann werden aus den Rissen Sprünge, aus den Sprüngen Spalten, und schließlich bricht hier ein Brocken ab und dort ein Bröckchen und rollt zu Tal. Andere folgen. Überall rutscht und hüpfet und kollert es. Die Brocken und Bröckchen, der Hitze und dem Frost preisgegeben, bersten abermals und die Teile noch einmal und wiederum. Nicht von heute auf morgen, auch nicht vom vorigen Jahr auf dieses Jahr, wohl aber von Jahrzehnt auf Jahrzehnt oder von Jahrhundert auf Jahrhundert. Die Natur hat Zeit, unvorstellbar viel Zeit.



Wenn es in diesem Lande jedoch einmal regnet, dann auch gleich in vernichtenden Wolkenbrüchen. Mit Gegischt und Gedonner schießen die Wassermassen an den kahlen Bergflanken nieder, reißen die Steintrümmer mit sich, wirbeln sie umeinander und gegeneinander, zerkleinern sie noch mehr und schleifen sie ab, zu Kies, zu Sand, zu Staub. Dann herrschen wieder monatelang das Sonnenfeuer und die Nachtkälte, dann fegen wieder die Stürme heran, die den Sand aufwühlen, die Dünen wandern lassen und das Werk des Zernagens und Zerteilens fortsetzen. Unablässig saust und knirscht und mahlt

es. Körnchen gesellt sich zu Körnchen. Das Sandmeer wächst. Sand, Sand und wieder Sand, von der einen Bergkette bis zur fernen andern, die jenseits der Ebene ihr blaues Grau mit dem grauen Blau des Himmelsrandes mischt.



Im Regenschatten der Sierra Nevada und des Cascadengebirges liegt das reich der amerikanischen Wüste

Merkwürdige Dinge gibt es in der Wüste. Mit einem Male liegen im breiten Bett eines ausgetrockneten Flusses tonnenschwere Felsblöcke mit einer langen Schleifspur hinter sich. Wie sind sie dorthin gekommen? Wer hat sie bewegt? Menschen können es nicht gewesen sein und Tiere auch nicht, sonst müsste man ja in oder neben den Schleifspuren ihre Tritte sehen. Warum sollten sich auch Menschen oder gar Tiere

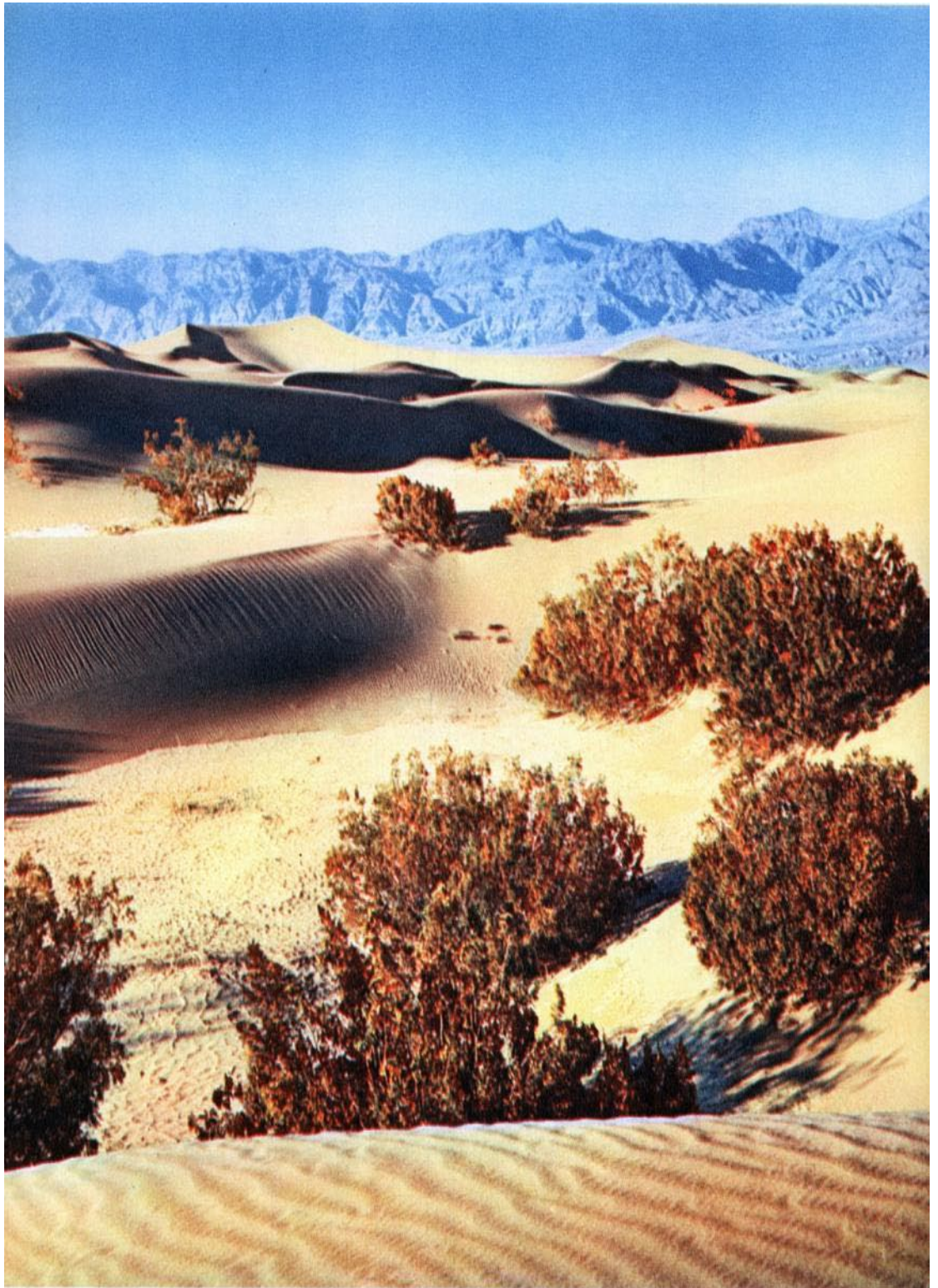
die Mühe gemacht haben, hier in der Einsamkeit die Felsen Hunderte von Metern voranzuschieben? Wer hat es also getan? Der Sturm? Wenn ein Blizzard auch furchtbare Kräfte entwickeln kann, eine solche Leistung mag man ihm doch nicht zutrauen. Oder Wasserfluten? Dann würden die Schleifspuren doch nicht mehr vorhanden sein, sie wären doch von denselben Wassern verstrudelt und verwischt. Aber sie sind noch deutlich sichtbar, hier schnurgerade und dort sanft gekrümmt. Niemand weiß eine Antwort, denn niemand war Zeuge dieser seltsamen Wanderung.

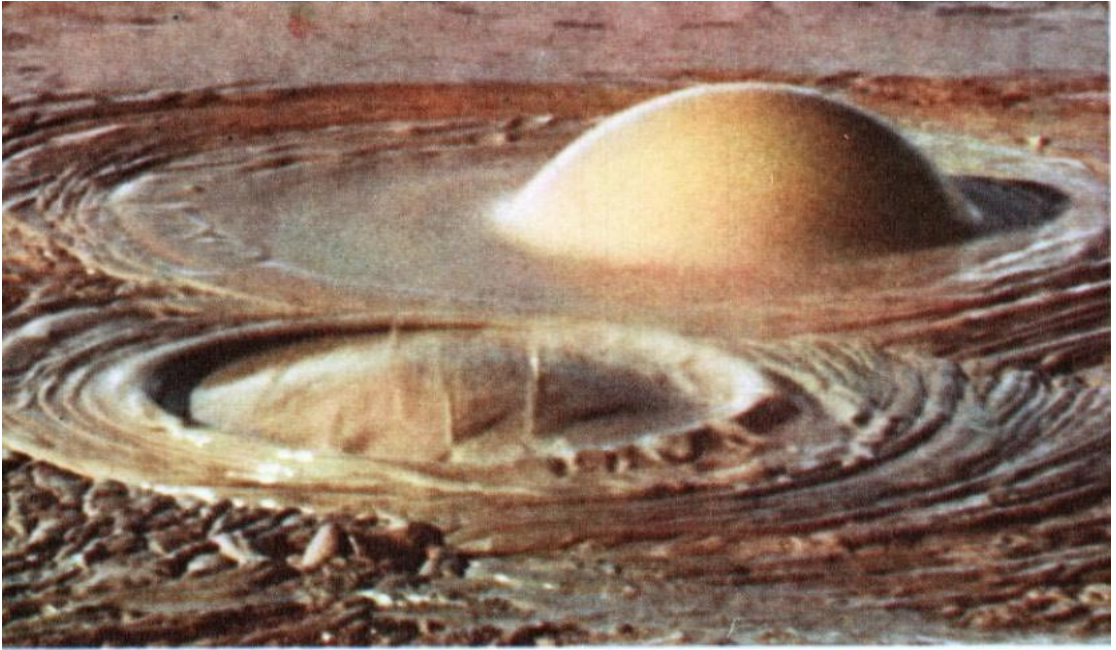
Wo das Gestein der Berge und Hügel von unterschiedlicher Beschaffenheit ist, werden natürlich die weicheren Schichten zuerst angegriffen, zerstört und weggeschwemmt oder weggeblasen. Nur die härtesten Felsarten behaupten sich. So ragen denn an manchen Stellen bizarr geformte Säulen und senkrechte Bergblöcke aus den Schutthalden empor und blicken wie uralte Götterbilder in düsterem Schweigen über die Steppe.

Da die Wassermassen der Wolkenbrüche durch keine Wälder und Wiesen daran gehindert werden, mit steigender Geschwindigkeit von den nackten Bergflanken herabzustürzen und sich in den Tälern zu tosenden Flüssen zu sammeln, haben sie durch die Wucht ihrer wilden Strömung abgrundtiefe Schluchten ausgewaschen, Canons, die jedes Mal, wenn die Wirbel wieder durch sie hindurchröhren, noch vertieft werden.

Man sollte meinen, die Wüste müsse unter dem Andrang solch jäher Wassermengen zu einem fruchtbaren Garten werden. Aber ihr Durst ist stärker als die stärksten Gewässer. Sie schluckt und schlürft, und schon verwandelt sich der in Fällen und Katarakten herabdröhnende Strom in ein bräunliches Gewoge, das in der Ebene mehr und mehr verflacht, jetzt nur noch mühsam durch den Sand vordringt und jetzt, weil der Nachschub ausbleibt, im Staub versickert. Kurz danach tilgt die Sonnenglut, tilgen die sengenden Winde die letzte Spur von Feuchtigkeit hinweg. Das eben noch schlammige Erdreich wird steinhart und reißt kreuz und quer auf. Die Wüste hat gesiegt.

Dann herrscht wieder monatelang die Dürre.





Aus den Schlammfühlen wölben sich große Blasen und platzen mit blubbernden Geräuschen.

Die flimmernde Wüstenluft verwandelt durch Spiegelungen öde Sandflecken in Seen und Hügel.





Die außergewöhnlichen Verhältnisse erschaffen außergewöhnliche Landschafts- und Pflanzenformen



Ein geringer Teil des Wassers, das die Felsspalten und Canons verschluckt haben, quält sich an weit entfernten Stellen, nachdem es seltsame Wege unter der Erde zurückgelegt hat, wieder an die Oberfläche empor. Aus unheimlichen Schlammpfuhlen wölben sich dicke Blasen auf, platzen und fallen mit blubbernden Lauten in sich zusammen. Es ist, als wollten sich froschköpfige Spukgestalten in immer neuen Abwandlungen darstellen und Bestand haben. Aber eine jede muß nach sekundenlangem Dasein in das Element zurückkehren, dem sie entstammt.

Leichter noch als Sand und Staub sind die Salzkristalle, die das Wasser aus dem Felsen und dem lockeren Geröll herausgewaschen hat. Sie schweben mit der verdunstenden Flut an die Ränder der Niederungen und lagern sich in zarten, schimmernden Schichten ab, unabsehbare Flächen der Unfruchtbarkeit und des Todes.

Nicht jeder Mensch kann die Schönheit des Ozeans, dieser ungeheuren Einöde zwischen den Horizonten, fassen. Aber sie ist da in ihrem Gleichmut und in ihrer Unendlichkeit. So ist auch die großartige Schönheit der Wüste vorhanden, ob die Menschen sie zu ertragen vermögen oder nicht. In dieser unverhüllten, harten, klaren Welt mit ihren strengen Linien, mit ihren weitgespannten Farbflächen, mit ihrer gläsernen Luft, mit ihren Gegensätzen von Hitze und Kälte, von Schroffheit und Weichheit, von Fels und Wind, von Leben und Tod, in diesem Reich der unbarmherzigen Entscheidungen und Entschiedenheiten wird auch der Geist zu Härte, Klarheit und Wahrheit gezwungen. Nicht umsonst haben die Menschen, denen die Welt die erschreckendsten Einsichten in die Hintergründe des Daseins verdankt, eine Zeit ihres Lebens in der Wüste verbracht. In der Wüste wird alles Lebendige mit unnachsichtiger Nüchternheit nach dem Letzten gefragt. Hier gilt keine Antwort, die nicht bis auf den Grund richtig und wahr ist.

DAS HARTE GESETZ

Da die Wüste vorwiegend aus Felsen besteht, die von allem Erdreich entblößt sind, aus Geröll, Sand und Salz, da die Feuchtigkeit, von den überaus seltenen Regengüssen und von einigen Wasserstellen abgesehen, so gut wie ganz fehlt und da die brutale Sonnenglut das Erdreich metertief ausdörret, kann man sich kaum vorstellen, wie und wo hier ein pflanzliches oder tierisches Leben seinen Anfang nehmen und sich behaupten soll. Und doch lebt die Wüste. Sie lebt sogar mit einer Kraft und Wildheit, die ihresgleichen sucht. Auch hier gilt das Wort, daß erst in der Beschränkung sich erweist, wer ein Meister ist. Je spärlicher die Möglichkeiten sind, das Leben zu fristen, um so völliger werden sie genutzt. Zu diesem Zweck müssen die Pflanzen und Tiere besondere Fähigkeiten entwickeln. Wer im Überfluß lebt, verweichlicht. Wer aber mit Wenigem und Allerwenigstem auskommen, wer unter einem harten Gesetz leben muß, wird selbst hart, erfindungsreich, zäh, federnd und stark. Anderswo kann eine Pflanze es sich leisten, für die verschiedenen Funktionen verschiedene Organe zu haben. In der Wüste muß ein Organ, wenn irgend möglich, mehrere Funktionen übernehmen. Eine Rose, die in einem gemäßigten Klima auf nahrhaftem Boden wächst, besitzt sowohl Blätter als auch Dornen. Die Dornen schützen sie vor ihren Feinden. Die Blätter entnehmen dem Sonnenlicht mit Hilfe des rätselvollen Chlorophylls jene Energie, die sie benötigen, um aus den anorganischen, mineralischen Bestandteilen der Luft organisch-chemische Verbindungen, wie Stärke und Zucker, aufbauen zu können. Ein Wüstenkaktus kann nicht so verschwenderisch sein. Er zieht seine Blätter zu Stacheln zusammen. Ein geniales Verfahren: sein Stachel ist ein Abwehr- und ein Versorgungsorgan in einem. Außerdem verhindert er, da seine Oberfläche wesentlich geringer als die eines Blattes ist, das vorzeitige Verdunsten der inneren Feuchtigkeit. Ein Organ – drei Vorteile.

Wieder beschreibt übrigens der Mensch einen Vorgang, der sich ganz und gar im außermenschlichen Bereich abspielt, mit menschlichen Ausdrücken. Was heißt das denn: „Der Kaktus zieht seine Blätter zu Stacheln zusammen“? Hat er etwa einen Willen, tut er es etwa be-

wußt? Wann hat er damit angefangen? Warum hat gerade der Kaktus diese Stacheln, warum haben andere Wüstenpflanzen sie nicht? Wir dürfen keinen Augenblick vergessen, daß wir in unserer Hilflosigkeit und Unwissenheit nicht anders können, als die tief geheimnisvollen Vorgänge und Sachverhalte im Naturreich mit Worten zu schildern, die unentwegt Analogieschlüsse, also höchst unsichere und meist irreführende Schlüsse, voraussetzen. Wir erklären mit unseren Worten und Wendungen etwas, das eigentlich so nicht erklärt werden dürfte. Unsere Erklärungen sind nur Scheinerklärungen. Der wirkliche Vorgang bleibt verhüllt. Er bleibt verhüllt, weil es uns noch nicht gelungen ist, die untergründigen Ursachen und Zusammenhänge aufzuhellen. Die Erforschung der Wirklichkeit hat, gemessen an der Fülle und Verwickeltheit der Aufgaben, gerade erst begonnen.

Nicht nur der Stachel, der ganze Kaktus steht unter dem Gesetz der Wüste. Da gibt es zum Beispiel den Orgelpfeifenkaktus. An seinen Säulen ist nichts Überflüssiges, Unzweckmäßiges, Verspieltes zu entdecken. Gedrungener, knapper, vollkommener kann die Gestalt nicht sein. Stamm und Stachel, nichts sonst. Den fleischigen Stamm braucht er, um in der kurzen Zeit des Wasserüberflusses möglichst viel Feuchtigkeit aufzuspeichern für die Monate der Dürre. Die Stacheln braucht er, um sein wassergesättigtes Fleisch zu schützen. Hätte er sie nicht, dann würden sich die hungrigen und vor allen Dingen die durstigen Tiere nur allzugern über die saftige Speise hermachen. Kein Zweifel, daß seine Tage dann gezählt wären. Aber die nadelspitzen Waffen schrecken auch das gierigste Tiermaul ab.

Nur die Vögel wissen den Kaktus zu ihrem Vorteil zu nutzen. Mit ihren harten Schnäbeln brechen sie dort, wo sie nisten wollen, die Stacheln ab und hacken sich, wie der Specht oder das Käuzchen, eine Nisthöhle aus. Ringsherum lassen sie jedoch den spitzigen Schutzwall stehen. So sind sie behaust und behütet. Aber auch jene Vögel, die ihre Jungen in kunstreich geflochtenen Nestern aufziehen, siedeln sich zwischen den Stacheln dieser und jener Kakteen an: Drosseln, Eulen, Bussarde, Zaunkönige. Jede Vogelart bevorzugt eine andere Kaktusart. Manchmal deshalb, weil die eigene Farbe mit der Farbe der gewählten

Wohnpflanze übereinstimmt, so daß sie nur schwer von ihren Feinden erspäht werden können, manchmal aus Gründen, die wir noch nicht kennen. Die Spottdrossel bewohnt den Cholla-Kaktus, dessen „Blätter“ wie Nadelkissen aussehen, der Specht und der Rotschwanzbussard den himmelhohen Saguaro-Kaktus, die Taube die Stachelbirne. Wenn man so ein Nest betrachtet, das von starrenden Bajonetten und Dolchen umgeben ist, begreift man, wie geborgen sich ein Vogelpärchen darin fühlen muß. Der Zaunkönig tut freilich noch ein übriges: er baut mehrere Nester. Aber nur in eins legt das Weibchen die Eier. Selbst wenn es einmal einer Schlange, die nach Vogeleiern lüstern ist, gelingen sollte, sich an ein Nest heranzuwinden, ist noch lange nicht gesagt, daß sie das richtige gefunden hat. Fast könnte man meinen, der Zaunkönig wolle sich über die Schlange lustig machen.

Nicht nur die Kakteen, auch einige Tiere sind bemüht, zur rechten Zeit soviel Wasser in sich aufzunehmen wie irgend möglich, um in den Monaten der Not davon zehren zu können, zum Beispiel die Schildkröte. Sie denkt im Frühling, wenn es da und dort und besonders um die feuchten Stellen herum zu grünen beginnt, an die kommende Trockenheit. Wo immer sie Blätter findet, schlingt sie die saftige Nahrung in sich hinein. Durch einen chemischen Umwandlungsprozeß gewinnt sie dem Speisebrei das Wasser ab und sammelt es in einer großen Blase unter dem Schutzdach ihres Panzers an. Dort bewahrt sie es monatelang auf. Jetzt mag kommen, was will, sie wird nicht um Flüssigkeit verlegen sein. Wie sie denn überhaupt in einem erstaunlichen Maße zum Leben in der Wüste befähigt ist. Kein anderes Tier kann so lange ohne Nahrung leben wie sie. Brehm berichtet von einer Schildkröte, die neun Jahre lang nichts fraß und doch am Leben blieb. Ihre Zähigkeit und Unverwüstlichkeit grenzen an das kaum noch Glaubhafte. Es steht fest, daß Schildkröten, denen man den Kopf vom Rumpfe trennt, noch einige Wochen weiterleben. Ihr Herz schlägt jedenfalls noch und sie bewegen sich noch. Und was den Kopf betrifft, so ist er noch eine halbe Stunde nach der Abtrennung imstande, kräftig zuzubeißen.

Wenn eine Wüstenschildkröte über den sandigen Boden dahin-

wandert, glaubt man ihr anzusehen, daß sie aus der Urzeit der Erde stammt. Alles an ihr wirkt alt. Der kleine, flache, vertrocknete Kopf, der verkniffene Mund, die faltige Magerkeit des Halses, die krummen Schuppenbeine, der lastende Panzer und natürlich auch der mehr als gemächliche Gang. Man kann sich beim besten Willen nicht vorstellen, daß dies schläfrige und schwerfällige Tier, das immer erst eine Weile zu überlegen scheint, ehe es sich zu einer Bewegung entschließt, so etwas wie Aufregung, Zorn oder gar Leidenschaft kennt. Aber eines Tages wogt auch durch die Wüstenschildkröte die schwellende Not und Unruhe hin, die keiner Kreatur erspart bleibt. Dann verändert sich ihr Wesen von Grund aus. Gerade reckt das Männchen den Hals, um mit langsamem Zubeißen ein Blatt von einem Strauch zu rupfen, da wird es vom Coup de Foudre des Triebes getroffen. In einiger Entfernung schiebt sich ein Weibchen vorüber. Während das Männchen sonst nicht viel danach fragt, ob es sich bei dem Tier, das sich dahinten regt, um ein anderes Männchen oder um ein Weibchen handelt, ist jetzt alles anders. Die neue Begierde, deren Ursprung und Natur niemand zu deuten vermag, verdrängt die Lust am Fressen. In tiefer Unfreiheit, verzaubert und gebannt, unfähig, noch etwas anderes zu denken oder zu wollen, nähert sich das Männchen dem Weibchen. Sein Kopf nickt vor Erregung auf und ab. Aber das Weibchen zeigt sich zunächst wenig geneigt, dem Liebhaber zu Willen zu sein. Warum? Gefällt ihm der Bewerber nicht? Ist es überrascht? Will es ihn durch seine abweisende Haltung zu noch größerem Begehren aufstacheln? Geht überhaupt nichts in ihm vor? Ist es nur stumpf? Wendet es sich nur deshalb ab, weil ihm das Gebaren des anderen lästig ist? Ahnt es, daß der gegenwärtige Bewerber nicht der einzige bleiben wird? Niemand kann sagen, was zutrifft. Niemand weiß, wie dem Weibchen, niemand, wie dem Männchen zumute ist. Man hat nur, wenn man die beiden beobachtet, das Gefühl, daß ein dunkles Muß in ihnen lebt, das sie lenkt und treibt. Jetzt gibt es kein Ausweichen und keine andere Möglichkeit mehr für sie. Sie spielen ein notwendiges Spiel, wenn man so etwas noch ein Spiel nennen kann. Aber unversehens wird aus dem Spiel Ernst, tödlicher Ernst sogar. Denn ein zweites Männchen, das unter demselben

mystischen Zwang handelt wie das erste, tappt herbei. Sofort läßt das erste von dem Weibchen ab und stellt sich zum Kampf. Hier ist einer zuviel vorhanden. Die Macht, die unsichtbar, unerkennbar, unfaßbar in und über jeder Pflanze, in und über jedem Tier, in und über jedem Menschen, die über den ungeheuren Spiralnebeln des Weltraums wie über den unausdenkbaren Winzigkeiten des Mikrokosmos waltet, diese Macht will offenbar, daß der Stärkste, Gewandteste und Entschlossenste zum Ziel kommt. Nun geht es darum, herauszufinden, wer das ist. Den Tieren dieser Erde sind für den Kampf überhaupt und für den Kampf mit dem Nebenbuhler die verschiedenartigsten Waffen verliehen: Geweih und Horn, Gebiß und Stachel, Huf und Hauer, Tatze und Kralle, Schnabel und Rüssel, Giftzahn und Ätzflüssigkeit, Nadel und Schwert, Elektrizität und Gestank. Die Schildkrötenmännchen verfügen über eine besonders merkwürdige Wehr: ihr Bauchpanzer läuft vorn in eine leicht nach oben gebogene hürnene Schiene aus, die bis unter den Hals reicht. Im allgemeinen dient sie dazu, den schweren Körper mit den kurzen Beinen besser über ein Hindernis hinweggleiten zu lassen. Aber jetzt, wo Männchen gegen Männchen steht, muß die Schiene als Waffe herhalten. Nachdem die beiden Nebenbuhler ihre Köpfe eine Weile mit wiegenden Bewegungen vorgestreckt haben, wuchten sie aufeinander los. Die genarbten, nach vorn gekrümmten Vorderbeine und die stämmigen Hinterbeine geraten in Eifer. Die Panzer krachen zusammen. Jeder versucht, bei eingezogenem Kopf, die Gleitschiene seitlich unter den Panzer des Gegners zu schieben, ihn anzulüften und ihn durch Nachdrängen und Hochstemmen auf den Rücken zu werfen. Aber jeder scheint auch zu wissen, daß er verloren ist, wenn dem anderen die Absicht gelingt. Es geht um das Weibchen, um die Erfüllung des dumpfen Gebotes, und es geht um das eigene Leben. Bald wird der eine, bald der andere für Augenblicke hoch gehoben. Doch jedesmal rutscht die feindliche Schiene wieder ab, und der Bedrohte fällt auf seine Beine zurück. Sie greifen unablässig an. Wenn sie zusammenprallen und sich wie zwei Ringkämpfer hin und her stoßen, werden ihre Bewegungen schneller und schneller, die Hinterbeine suchen zuckend und stampfend einen Halt, kippen um und stemmen sich ha-

stig wieder auf den Grund. Jetzt sieht es so aus, als werde der erste Bewerber den zweiten überwältigen. Er hat ihn gut auf sein „Horn“ bekommen und drückt ihn schräg hoch, er drückt und drückt, seine Hinterbeine arbeiten wie im Krampf, sie schieben mit aller Kraft nach, schon zappeln die Vorderbeine des anderen hilflos in der Luft, noch ein Ruck und noch einer, gleich ist es geschehen. Aber da tritt das linke Hinterbein des Siegreichen, des schon fast Siegreichen, auf einen losen Stein und strauchelt, die aufgerichteten Leiber stürzen rasselnd nieder. Der Kampf steht wieder gleichauf. Mit einem überraschenden Angriff nützt der zweite die Enttäuschung des ersten aus. Diesmal ist er es, der sein „Horn“ an günstiger Stelle ansetzen kann. Sowie er merkt, daß der Gegner wankt, verdoppelt er seine Anstrengungen. Seine ledernen Hinterbeine strecken sich, das rechte tastet sich vor, krallt sich fest und streckt sich abermals. Zappelnd greift der andere ins Leere. Eine Sekunde lang hält er sich noch auf der Seite, dann verliert er das Gleichgewicht, kippt um und rollt auf den Rücken. Seine vier kurzen Beinsäulen wühlen hilflos in der Luft herum und versuchen, bald rechts, bald links, den Boden zu erreichen. Wenn es ihm nicht gelingt, den Körper durch einen Stoß oder Zug herumzuwerfen, ist er verloren. Er kann die Sonne, die erbarmungslos auf seinen empfindlichen Bauch herabglüht, nur kurze Zeit ertragen.

Der Sieger kümmert sich nicht weiter um sein Opfer. Entschlossen drängt er sich an das Weibchen, das sich jetzt nicht mehr wehrt, und verschwindet mit ihm im Schatten einer Kaktushecke. Während sie sich dort anschicken, ihre Hochzeit zu feiern, die tagelang dauern kann, liegt der Besiegte noch immer auf dem Rücken und müht sich verzweifelt ab, sein Schicksal zu wenden. Wenn er sich durch wiegende Bewegungen auf seiner Panzerschale hin und her schaukelt, berühren die abgeschliffenen Krallen manchmal den Sand. Aber sie können sich nicht behaupten, sie gleiten ab. Höchstens daß sie den Rumpf etwas von der Stelle rücken. Und schon beginnen die mörderischen Sonnenstrahlen zu wirken, schon wird das Schaukeln und Sich-Winden langsamer, schon hat das suchende Tappen der Beine keine rechte Kraft mehr. Da gerät die eine Zehe unversehens in eine kleine Bodenvertiefung, die ihr Halt gibt.

Sofort fährt ein neuer Lebenswille durch den abgekämpften Körper. Das Bein, das einen Widerstand gefunden hat, das rechte Vorderbein, strafft sich und arbeitet wie besessen. Das linke Hinterbein krallt sich gleichfalls fest. Langsam steigt die eine Seite der Panzerkuppel hoch, steigt höher, steigt mit unregelmäßigen Verzögerungen noch höher, schwankt, schwankt noch immer, senkt sich etwas, ruckt wieder hoch und – und – überschlägt sich plötzlich. Gerettet! Gegen alle Voraussicht und Wahrscheinlichkeit gerettet. Eine Weile bleibt er auf dem Bauch liegen, vielleicht vor Erschöpfung, vielleicht vor Verduzttheit. Aber dann setzt er seine krummen Vorderbeine in den Sand und zieht sich und schiebt sich davon, als sei nichts geschehen. Die kleinen Augen blinzeln ausdruckslos in seinem Greisenkopf. Wahrscheinlich hat er schon nach wenigen Minuten vergessen, daß er sein Leben nur einem Zufall verdankt. Wäre die Vertiefung nicht gewesen, dann hätte er sterben müssen, wie so viele andere vor ihm gestorben sind unter dem gnadenlosen Gesetz der Wüste.

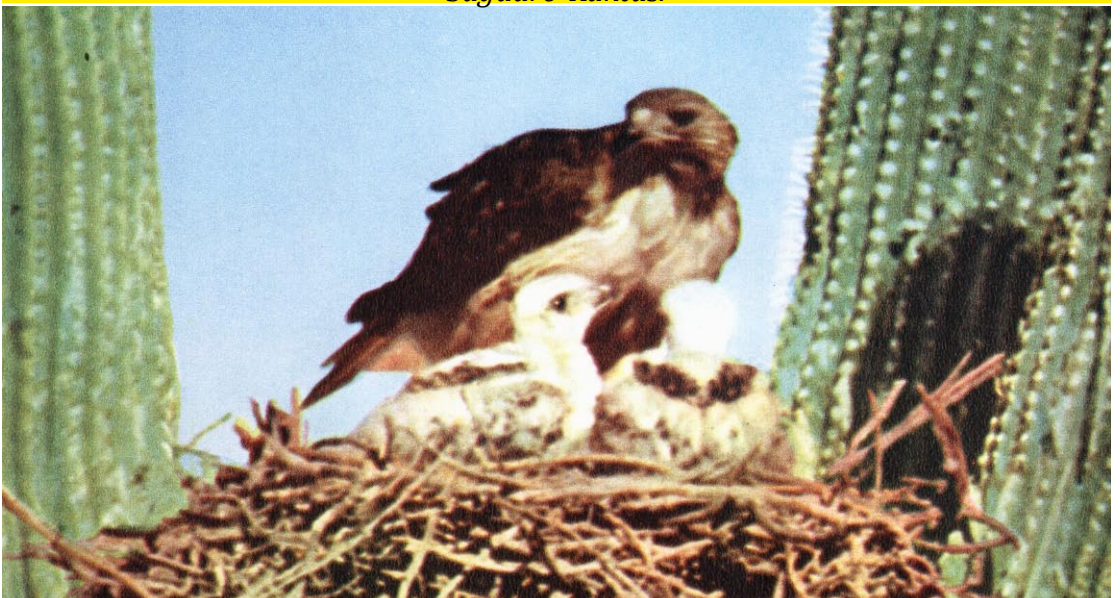


Im Schutz der Stacheln kann das Käützchen gelassen die Geschehnisse der Mondnacht betrachten.



*Einen besseren Nistbaum findet der Specht so leicht nicht wieder:
aussen wehrhaft, innen weich.*

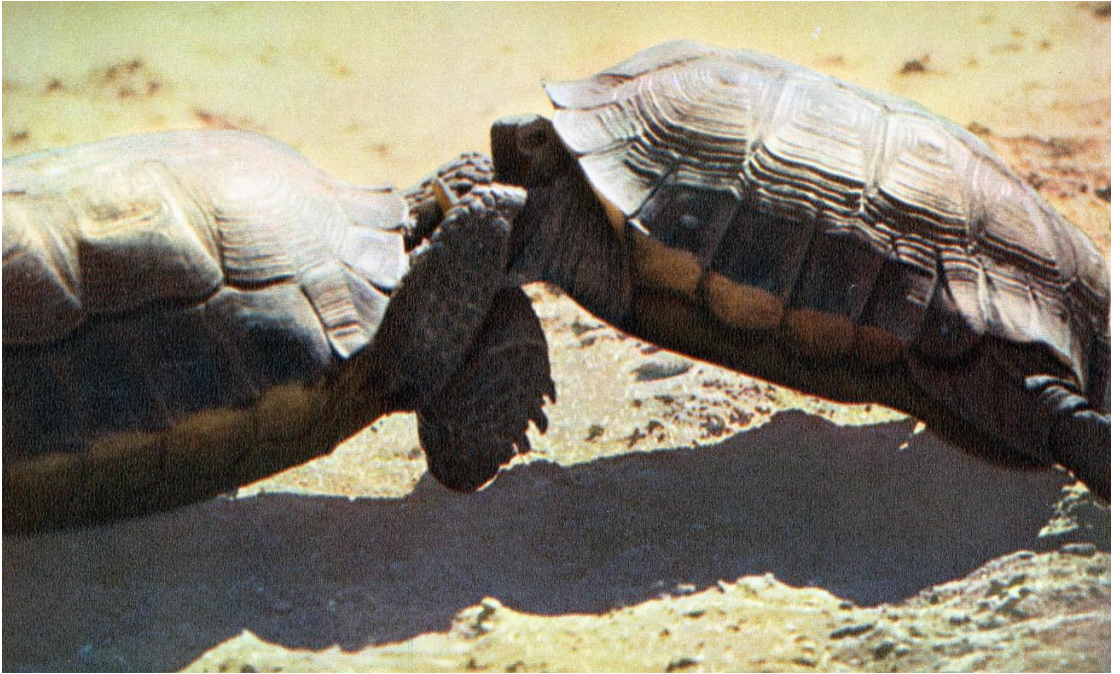
*Der Bussard errichtet seinen Horst mit Vorliebe in einer Gabelung des haushohen
Saguaro-Kaktus.*



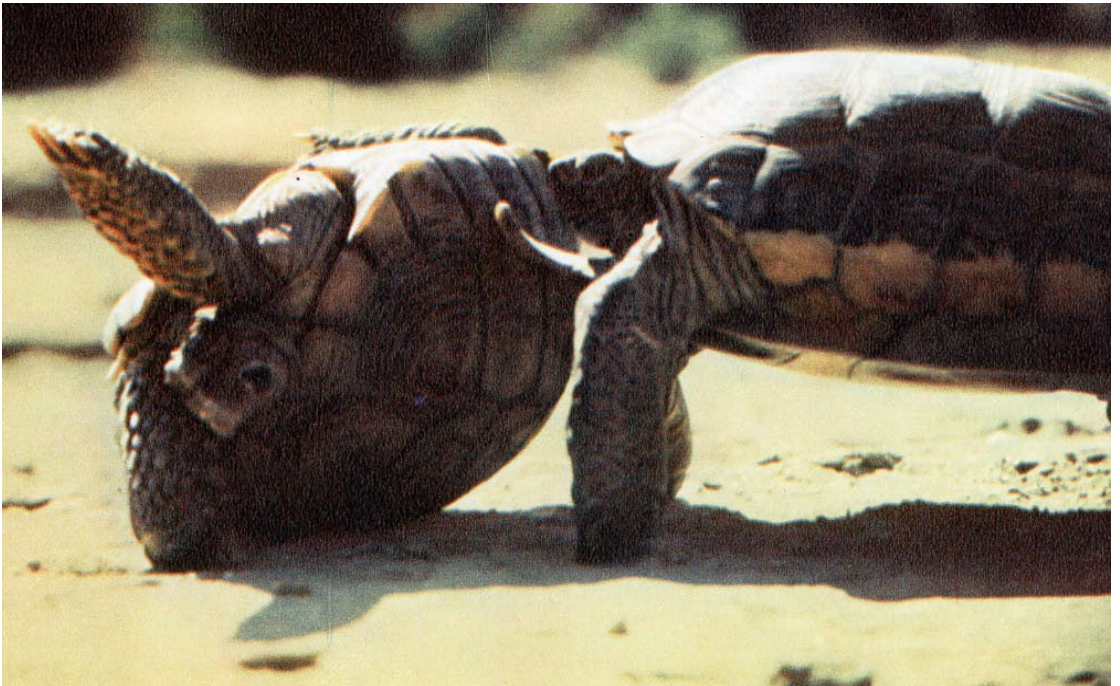


*Der Zweikampf der Schildkröten beginnt. - Der Nebenbuhler wird „aufs Horn“
genommen.*





Es kommt darauf an, den Gegner mit der Gleitschiene hochzuheben und auf den Rücken zu werfen.





Ein entschlossener Stoß: der Nebenbuhler rollt herum, Die Beine zappeln hilflos in der Luft.





ZUGRIFF UND ABWEHR

Jede Tierart ist mit besonderen Waffen und Fähigkeiten ausgerüstet, die es ihr ermöglichen, anders als die anderen die Beute zu erjagen, die sie zum Leben benötigt, oder sich der Feinde zu erwehren, die ihr nach dem Leben trachten. Und jede Tierart weiß ihre besonderen Waffen mit äußerster Geschicklichkeit zu gebrauchen, jede Tierart hat die ihr eigentümlichen Fähigkeiten bis zur Vollendung entwickelt. Gerade durch die Gegensätzlichkeit der Ausrüstung und Begabung und durch die Mannigfaltigkeit des Jagens, Fliehens, Kämpfens und Täuschens gelingt es den unzähligen Arten, sich zu behaupten. List steht gegen Kraft, Langlebigkeit gegen Spürsinn, Radarohren gegen Flugkunst, Schnelligkeit gegen Wucht, Fruchtbarkeit gegen Scharfblick, Gift gegen Gier und so fort in unendlichen und verwickelten Abwandlungen. Die Waffe trifft nicht jedesmal, aber doch so oft, daß genug Beute zum Sattwerden erlegt wird. Die Verteidigung wirkt nicht unbedingt, aber doch so gut, daß die Art nicht zugrunde geht.

Die Taschenmaus verteidigt sich zum Beispiel dadurch, daß sie sich blitzschnell eingräbt oder, wenn es zum Graben zu spät ist, noch schneller in irgendein Loch schießt. Die Klapperschlange ist dagegen imstande, auch die allerleiseste Witterung, die den meisten Tieren entgeht, mit ihrer Nase und Zunge wahrzunehmen. So kann sie die Spur der Maus, auf die sie von ungefähr stößt, mit wogender Geschwindigkeit verfolgen, ohne auch nur einen Augenblick zu zögern. Die schwarze, gespaltene Zunge schwebt und tanzt unaufhörlich vor ihr her. Aber wenn sie auch noch so weich über Kiesel und Steine dahinfließt, die Maus, die gerade auf der Suche nach ein paar Körnern für ihre Jungen ist, hört sie doch. Sofort huscht sie in das nächste beste Loch. Das heißt, das beste ist es eben nicht, denn leider wohnt eine Vogelspinne darin, ein handgroßes Ungeheuer mit acht rotbraun bepelzten Beinen und vier ebensolchen Tastern. Die Maus fährt zurück und jagt Hals über Kopf weiter. Mit bösen Augen sieht die Spinne hinter ihr her und versinkt dann wieder in ihrer Höhle. Kaum ist sie verschwunden, da steckt die Klapperschlange, die der Mäusewitterung nachschlüpft, ihren breit gedrückten Kopf hinein. Auch sie fährt, wie ihr im Halbdunkel ein woll-

ges Gekrabbel entgegenprescht, erschrocken zurück. Die Vogelspinne kommt mit einem Ruck aus ihrer Wohnung heraus und steht auf ihren acht Bogenbeinen der Schlange gegenüber. Ihre schwarzen Augen funkeln tückisch. Die Schlange weiß nicht recht, was sie tun soll. Einerseits hat sie Hunger, und die Spur der leckeren Taschenmaus führt nun einmal in das Loch, das die Spinne bewacht. Andererseits sieht das fuchsrote Haartier mit den drohenden Kiefertastern so unheimlich aus, daß einige Vorsicht geboten ist. Sie starren sich regungslos an, die Spinne und die Schlange. Nur das zitternde Rasseln der Klapper am Schwanzende der Schlange verrät, wie erregt sie ist. Was wird geschehen? Die Schlange hat ihre Giftzähne, aber auch die Spinne kann in ihren Kieferklauen mit Gift aufwarten. Wie lange werden sie sich noch so Auge in Auge gegenüberstehen? Es geschieht, daß die Schlange sich langsam zurückzieht, sich zur Seite wendet und davonkriecht. Man glaubt es kaum, aber es ist so. Vergeblich tastet die Gabelzunge über den Sand. Sie hat die Spur der Maus verloren.

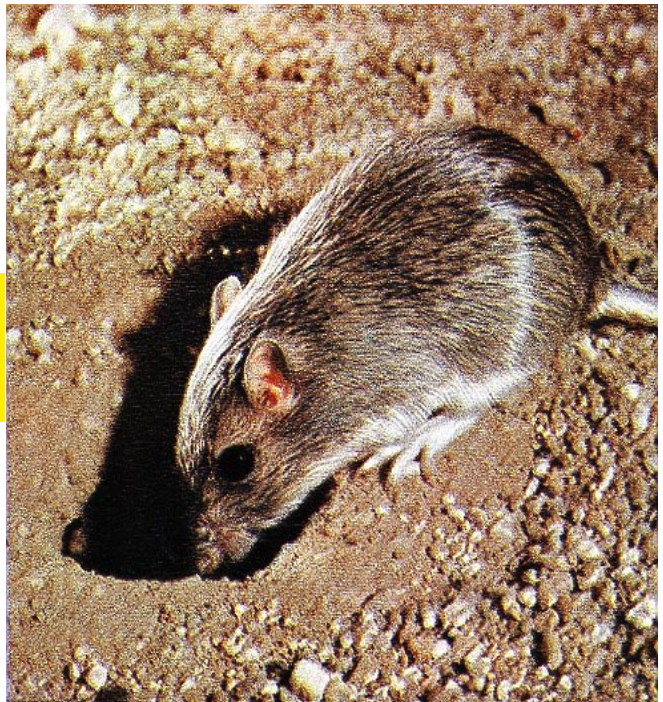
Glückliche Taschenmaus! Glücklich diesmal! Nächstes Mal ist es vielleicht die Schlange, die Glück hat. Sie muß ja auch leben.

Diese Schlange allerdings, dies bestimmte Individuum, wird keine Maus mehr fangen. Ohne daß sie es ahnt, schwebt schon der Schatten des Todes über ihr. Die Minuten ihres Daseins sind schon gezählt.

Hoch oben in der Bläue des Himmels segelt in einer unsichtbaren Warmluftblase, die langsam emporsteigt, ein rotschwänziger Bussard. Und wie die Blase mit dem Winde über die Wüste treibt, so treibt auch der kreisende Vogel dahin. Seine klaren, braunen Augen erkennen jede Kleinigkeit auf der sonnenbeglänzten Ebene tief unter ihm. Jetzt erspähen sie die Klapperschlange, die sich am Rande eines verdorrten Gestrüpps zwischen Steinen und Kieseln zu einer Spirale zusammengerollt hat. Und da regt sich der Vernichtungswille in ihm. Er will die Schlange nicht fressen, er will sie nur töten. Ein urtümlicher, sinnloser und unbegreiflicher Haß lodert durch ihn hindurch. Sofort legt er die Flügel an und saust mit zischendem und pfeifendem Gefieder im Sturzflug auf die Schlange los. Unmittelbar über dem Erdboden entfaltet er die mächtigen Schwingen und bremst die Geschwindigkeit ab.



Die schwarze Gabelzunge ist ein sehr wichtiges Organ der Klapperschlange.



Mit erstaunlicher Geschwindigkeit wühlt sich die Taschenmaus in den losen Sandboden.



*Wer wird das Feld behaupten, die Schlange oder die Spinne?
Giftig sind beide.*

Mit pfeifendem Gefieder stürzt sich der rotschwänzige Bussard voller Mordlust auf die Schlange.





Hier das scharfe Auge und der krummschnabel, dort die blitzschnellen Schlingen und der Giftbiß.





*Der Raubvogel scheint unter den Schlangewindungen verloren zu sein.-
Dennoch gehört der Sieg ihm.*



Aber da schleudert sich die Schlange auch schon gegen ihn. Sie liegt stets so, daß ihre Windungen wie eine Feder wirken, die unvermittelt hochschnellen kann. Der Bussard weicht aus, schlägt mit den hellen Schwingen zu, greift an, zuckt zur Seite und springt wieder über. Wohin die Schlange auch stößt, sie trifft ins Leere. Höchstens, daß ihre wütenden Zähne einmal die metallischen Klauen oder die Schwungfedern streifen, denen kein Biß und kein Gift etwas anzuhaben vermag. Ihre schwachen Augen können bei dem unaufhörlichen Gewirbel der Flügel so gut wie nichts erkennen. Der Bussard läßt jedoch den Kopf der Schlange nicht eine Sekunde aus den Augen, er wartet in all dem Toben und Prasseln auf seine Chance. Aber die Schlange gibt sich keine Blöße. Auch sie hat ihren Plan. Jetzt geht der Kopf zurück, weit zurück, und jetzt zischt er wieder vor als Spitze einer explodierenden Schleife, die über die arbeitenden Schwingen fliegt und sie an die Erde preßt. Der Bussard scheint verloren zu sein. Aber mit zwei, drei jähem Rucken hat er die Flügel wieder frei. Und nun, da jeder weiß, wie tödlich der Wille und die Kraft des anderen ist, bricht erst die ganze Raserei des Kampfes los. Schmetternd fegen die Schwungfedern durch die Luft, wieder und wieder peitscht der Schlangenkörper in das Flattern hinein. Die senkrecht stehenden Hornkegel des Schwanzes rasseln unaufhörlich. Für Menschaugen ist es nicht mehr möglich, zu unterscheiden, was Bussard und was Schlange ist. Aber der Bussard behält auch im wildesten Durcheinanderwirbeln die Übersicht. Und wenn ein Schlag noch so schnell auf den anderen folgt, wenn die Gegenstöße der Stahlfeder noch so jäh in die Schläge hineinblitzen, sein Blick ist schneller als schnell. Irgendwann erkennt er, daß der Schlangenkopf um das Hundertstel einer Sekunde zu spät zurückflitzt. Erkennen und zupacken ist eins bei ihm. Und was der krumme Schnabel erst einmal in seiner Zange hat, läßt er nicht wieder los. Das Krachen der brechenden Schädelknochen ertönt. Noch ein paar Windungen, dann ist's vorbei. Der Schuppenleib rührt sich nicht mehr.

Stolz reckt sich der Vogel auf. Die noch weit klatternden Schwingen, die keuchend atmende Brust, der wild geöffnete Schnabel, alles vereint sich zu einer großartigen Gebärde des Triumphes. Nur die Augen

blicken kalt. Keine Spur von Gefühl zeigt sich in ihnen. Sie sind nichts als Augen, nichts als Optik, nichts als kristallklare Linsen – die seelenlosen Augen eines Mörders.

Warum hat er sich in diesen unsinnigen Kampf gestürzt? Warum ist ihm das Töten eine solche Lust, daß er sein Leben einsetzt, um es betreiben zu können? Warum bringen manche Tiere sich gegenseitig um, nicht aus Hunger, nicht um der Nahrung, sondern nur um des Mordens willen? Warum? Niemand weiß eine Antwort darauf.

Was für merkwürdige Mächte stellen doch die Schönheit und die Anmut in der Welt dar! Immer wieder ist der Mensch geneigt, einem schönen Geschöpf viel, wenn nicht alles nachzusehen. So hält er es mit seinen Mitmenschen und so hält er es mit den Tieren. Die Kröte kann noch so nützlich sein, es hilft ihr nichts. Die Häßlichkeit ihres warzenübersäten Körpers und die abstoßende Art ihres Ganges lassen nun einmal keine freundlichen Gefühle im Menschen aufkommen. Dem Eichhörnchen dagegen, das von reizender Gestalt ist, einen Tannenzapfen mit vollendeter Zierlichkeit in seinen Pfötchen zu halten und den buschigen Schwanz anmutig über sich zu heben weiß, dem Eichhörnchen fliegen alle Herzen zu, obwohl es doch die Eier aus den Nestern stiehlt, junge Vögel ebenso gierig erjagt wie alte und überhaupt jedes kleinere Lebewesen tötet und frißt, das ihm irgend über den Weg läuft.

Auch den jungen Nasenbären, deren Eltern aus Süd- und Mittelamerika in die nordamerikanische Wüste eingewandert sind, werden ihre Frechheiten und Räubereien verziehen, weil sie alles, was sie unternehmen, mit einer weichen Geschmeidigkeit tun. Wenn sie sich in ihrer Wohnung, die Mutter Nasenbär in der Höhlung eines niedergesunkenen Baumstamms eingerichtet hat, spielend und hechelnd umeinander und übereinander drehen, wenn sie zur Tür hinausrollen, sich überschlagen, sich voneinander lösen, sich wieder auf die Beine werfen und sich abermals unter Tappen und Ducken zu einem Knäuel aus dunkelbraun geringelten Schwänzen und schmiegsamen Leibern zusammenschlingen, dann erwerben sie sich damit einen Freibrief für ihre späteren Sünden. Sie mögen beim Umherstrolchen antreffen, was

sie wollen, sie verschlingen es:

Beeren, Käfer, Larven, Früchte, Eidechsen, Eier oder Skorpione. Bist du freßbar, so wirst du gefressen. Alles andere kümmert sie nicht. Das Gift des Skorpionstachels bleibt bei ihnen ohne Wirkung. Vielleicht empfinden sie es sogar als eine angenehme Würze.

Gerade ist Mutter Nasenbär dahintergekommen, daß ein brütendes Geierweibchen seinen Horst, in dem zwei Eier liegen, einen Augenblick verlassen hat. Sie schickt ihre Kinder zum Stehlen aus. So etwas braucht man den kleinen Nasenbären nicht zweimal zu sagen. Ihre verschlagenen Augen, die durch die hellen Flecken oben und unten so aussehen, als blickten sie durch eine Brille, funkeln vor Lust. Im Nu sind sie beim Horst. Der Jüngste paßt auf, damit sie nicht überrascht werden. Die beiden anderen ergreifen mit ihren langen Schnauzen die Eier. Und schon huscht die ganze Schar wieder davon. Wie sich das Geierweibchen, das die Räuber von ferne erkannt hat, sausenden Flugs herniederschwingt, ist es schon zu spät. Es findet nur noch den leeren Horst vor. Umsonst hat es die Nestmulde mit zarten Wurzeln und Tierhaaren gepolstert, umsonst hat es die Balzspiele mit dem Männchen getrieben, umsonst die Eier gelegt, umsonst schon eine Woche auf ihnen gesessen. Die Freude und Hoffnung eines Jahres befindet sich im Maul der Nasenbären.

Aber die Beute haben, bedeutet noch nicht, sie auch genießen können. Es ist für Nasenbärenkinder nicht eben einfach, ein großes, glattes Ei zu öffnen. Die Zähne gleiten ab, wo und wie sie auch angesetzt werden. Auch durch Umherrollen ist so ein Ei nicht zu bewegen, seinen Inhalt herzugeben. Nur gut, daß es eine Mutter gibt! Wie so oft, weiß sie auch diesmal Rat. Allerdings erachtet sie es für selbstverständlich, daß sie sich einen angemessenen Teil der Eierspeise selbst einverleibt. Eine Weile wird eifrig geleckert und geschleckt. Dann folgt ein kurzes Durcheinanderkrabbeln. Und dann legt sich eins nach dem andern in aller Behaglichkeit zum Schlafen nieder.

Noch jemand verbringt den Nachmittag schlafend und wartend: der Rotluchs, der seinen Namen von dem rötlichbraunen, da und dort dunkel betupften Fell hat. Seine Zeit kommt erst, wenn die Dämmerung

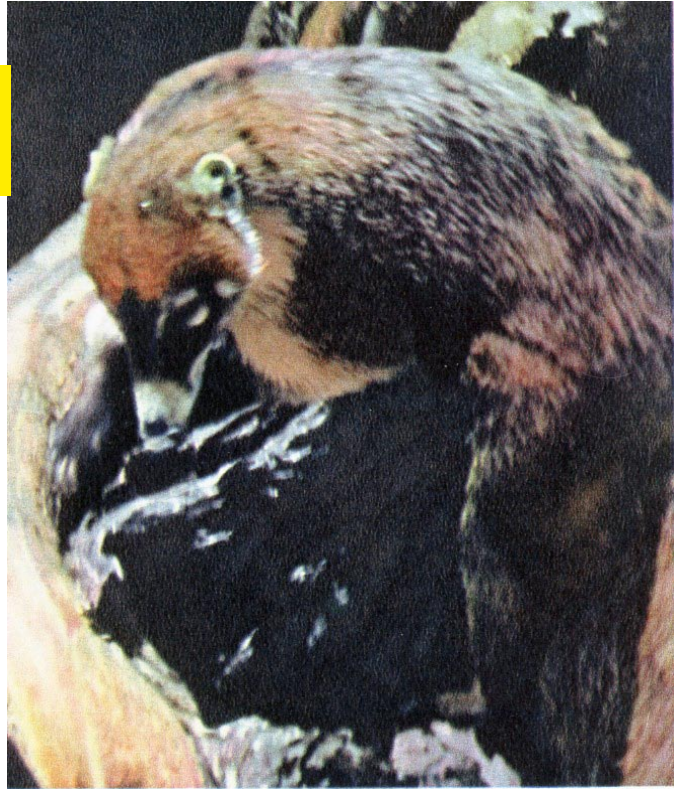
herabsinkt. Vorläufig dehnt er gähnend seine Glieder in der Sonne, wälzt sich auf den Rücken, legt sich wieder auf den Bauch und schließt die Augen zu einer Art von Halbtraum. Mit einem Male fährt er hoch. Seine spitzen, behaarten Ohren stellen sich auf, die hellgelben Augen mit den großen schwarzblauen Pupillen starren in die Richtung, aus der das verdächtige Geräusch gekommen ist. Seine Nase wittert einen verheißungsvollen Geruch. Ein junges Nabelschwein, das sich beim Verfolgen einer Eidechse von seiner Rotte getrennt hat, zieht in einiger Entfernung an seinem Versteck vorüber. Tief geduckt schleicht er näher. Das Wasser läuft ihm schon im Munde zusammen. Eine saftigere Abendmahlzeit als einen Nabelschweinfrischling gibt es hierzulande nicht.

Inzwischen ist aber die Bache unruhig geworden. Sie hebt ihr Gebrech aus dem Schlamm, in dem sie sich mit den anderen Sauen suhlt, stemmt sich hoch und blickt besorgt umher. Wo ist ihr Jüngstes geblieben? Auf ihr Schnauben und Quieken hin wirft sich die ganze Rotte grunzend auf die Beine, nimmt die Spur des Frischlings auf und rennt erregt los. Die nabelartigen Drüsen, die diese Schweine hinten auf dem Rücken tragen, sondern eine stark riechende Feuchtigkeit ab. Ehe die Augen des Luchses die Gefahr erkennen können, verrät ihm seine Nase schon, was da im Galopp auf ihn zustürmt. Wenn er auch ein wehrhafter Bursche ist, der sich einiges zutraut, so weiß er doch, daß er sich einem Nabelschwein gegenüber nicht behaupten kann. Die Keiler haben grimmige Hauer, und die wütenden Bisse der Bachen sind auch nicht zu verachten. Überdies ist die Schwarte aller Sauen so dick, daß kein Zahn sie zu durchdringen vermag. So bleibt dem Luchs nichts anderes übrig, als sich zurückzuziehen. Aber die Wildschweine geben sich nicht damit zufrieden, daß sie ihm den Frischling abgejagt haben, sie wollen ihm auch ans Leben. Er läuft davon, so schnell er kann. Die Sauen sind jedoch schneller als er. Dafür kann er auf die Bäume klettern. Nur daß die Bäume in der Wüste selten sind. Die Sauen kommen näher und näher. Er muß mit einer der baumhoch aufragenden Saguaro-Säulen vorliebnehmen, obwohl sie von Stacheln nur so starrt. Aber Kakteenstacheln sind weniger schlimm als Wildschweinhauer.

Mit einem biegsamen Satz springt er an der Säule hinauf und klettert, wenn seine Pfoten auch schmerzen und bluten, bis zum Gipfel empor. Die Schweine scheinen das Nachsehen zu haben. Doch gerade, wie er sich in Sicherheit glaubt, bricht die Säule ab, und er kugelt mitten in die Wildschweinrotte hinein. Ehe die Borstentiere, die nicht eben geschwinden Geistes sind, begriffen haben, was geschehen ist, hat er sich schon davongemacht und sich an einer neuen Stachelsäule emporgeschwungen. Die Hinterpfoten dicht bei den Vorderpfoten, so steht er auf dem höchsten Punkt und hebt sich goldbeschattet vom Blau des Himmels ab. Ein hinreißendes Bild von der Schönheit der Schöpfung, obwohl es doch die Not gewesen ist und die Gefahr, die es zustande gebracht hat. Aber welche Schönheit der Erde verdankt ihr Dasein nicht der Bedrängnis und der Gefahr, vom Liebesruf eines Vogels bis zum Gloria der h-Moll-Messe, vom sternengleichen Kalkgerüst eines Korallentierchens bis zur Rose des Straßburger Münsters?

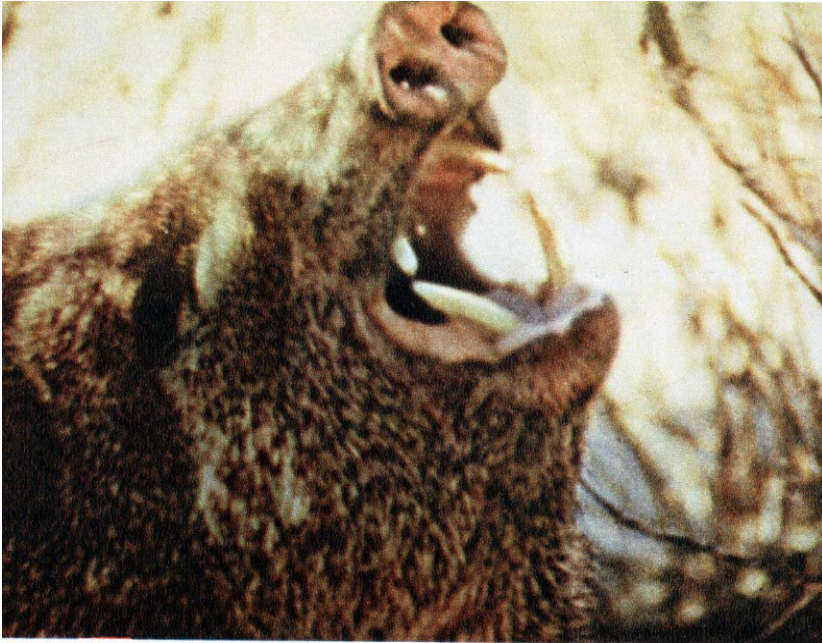
Der Luchs entblößt von Zeit zu Zeit die Zähne, öffnet das Maul ein wenig und faucht auf die Schweine hinab.

*Der Nasenbär mit der Räuber-
maske ist von Südamerika
nordwärts gewandert.*



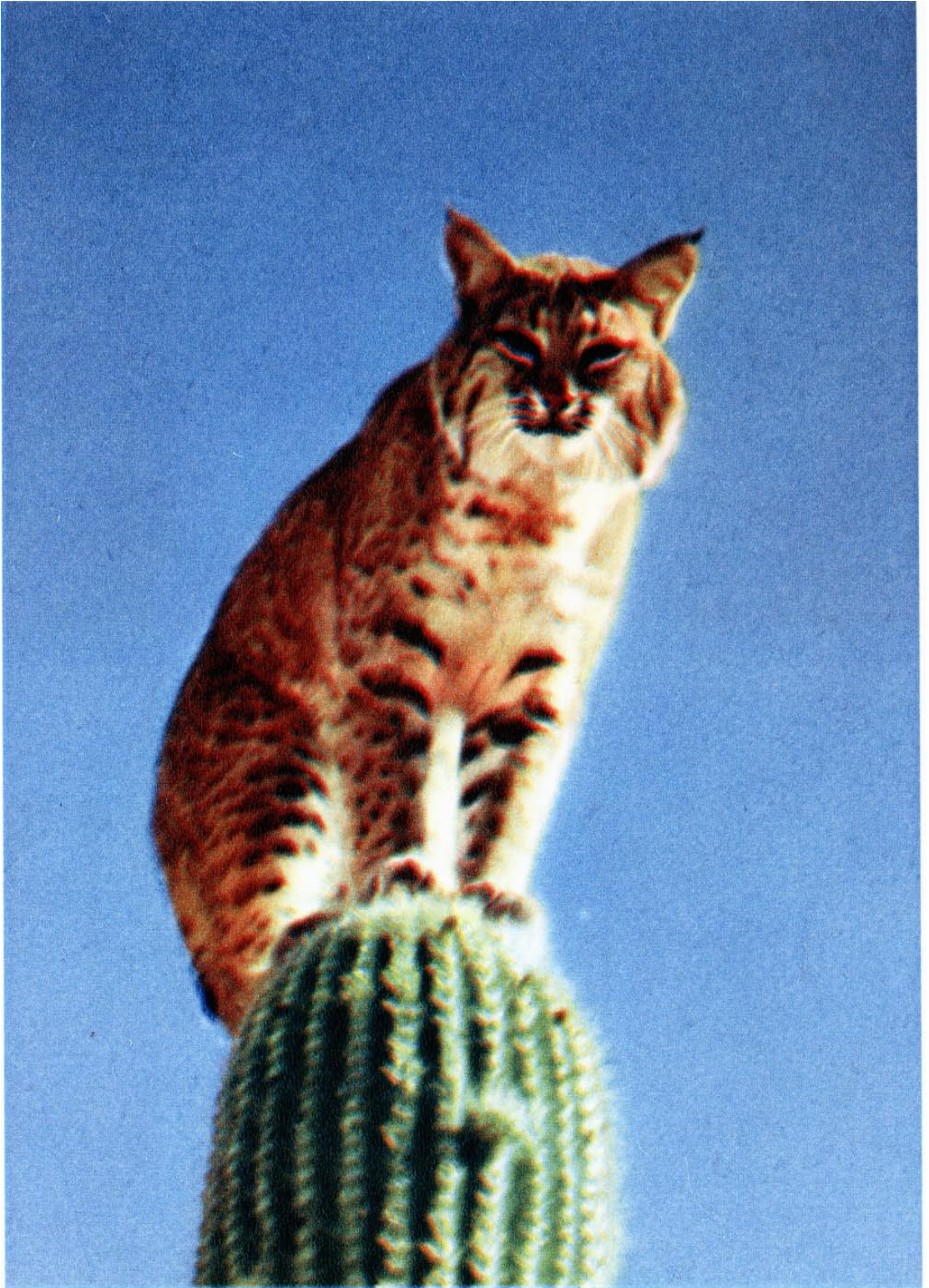
*Seine anmutigen Bewegungen
lassen vergessen, daß er ein
unersätlicher Vielfraß ist.*





Diesen Hauern eines Warzenschweins muß selbst der Rotluchs seine Hochachtung zollen.









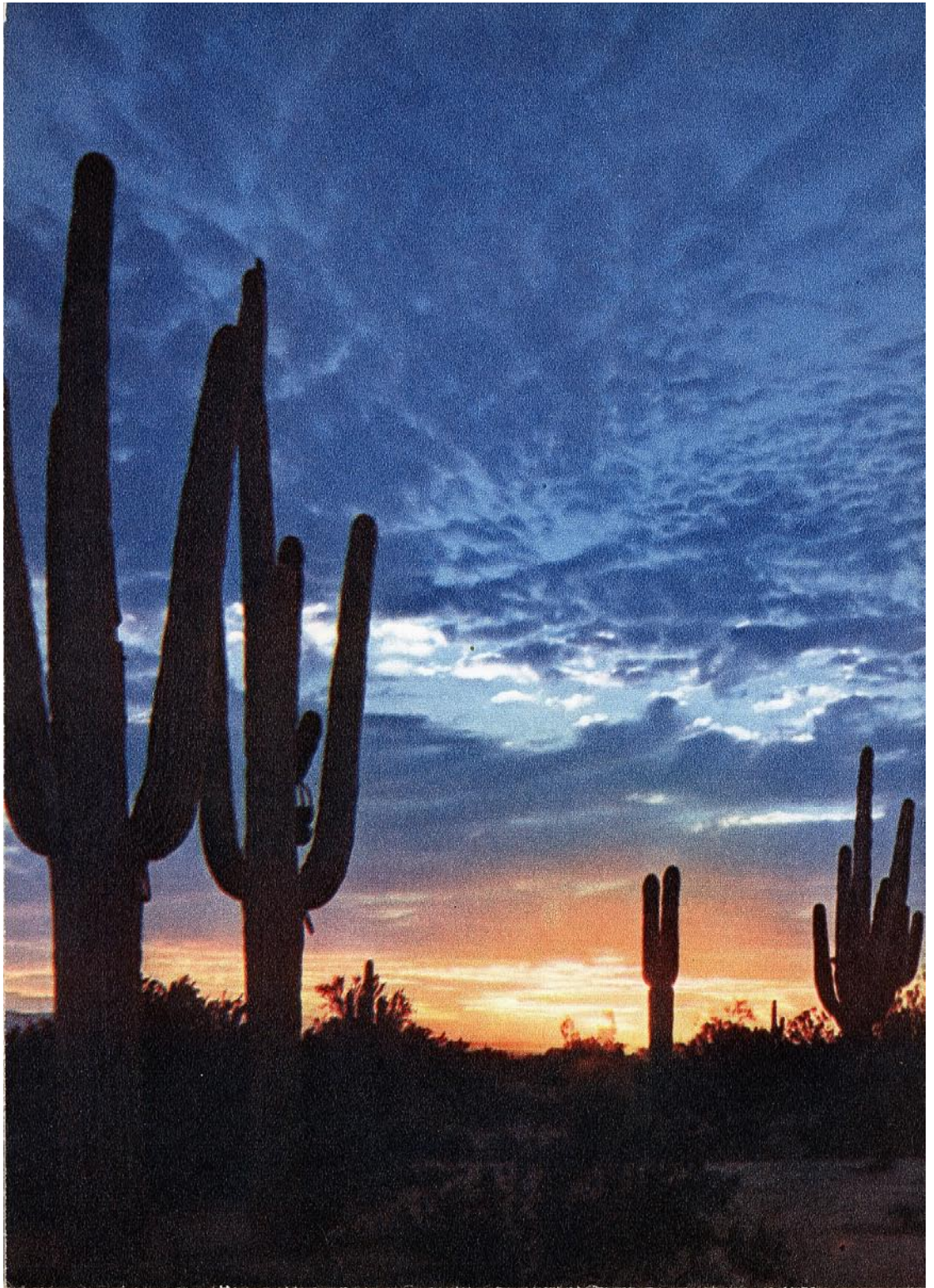
Der Luchs leckt seine Wunden



Eine fragwürdige Zuflucht



Der Absturz ins Ungewisse



DÄMMERUNG UND NACHT

Wenn die Sonne hinab ist und der westliche Horizont noch eine Zeitlang in gelben, purpurnen und lila Feuern glost, während die Dämmerungsschatten auf der Erde sich vertiefen und die Kuppel des Himmels immer dunkelblauer und violetter wird, beginnen die Fledermäuse zu erwachen, die kopfunter an der Decke einer ausgedehnten Felsenhöhle hängen. Eine nach der anderen läßt sich fallen, entfaltet die Hautflügel und zickzackt in den Abend hinaus. Erst sind es Hunderte, dann Tausende, dann Hunderttausende. Wie sturmzerfetzte Wolken treiben sie dahin. Sie sind auf der Jagd nach den Insektenschwärmen, die jetzt ihre Tänze aufführen. Bis vor kurzem konnte man sich nicht erklären, wie die Fledermäuse es anstellen, auch in der dichtesten Dunkelheit ihre Beute zu finden und mit unbeirrbarer Sicherheit jedes Hindernis, das sich ihrer Hast entgegenstellt, zu meiden. Heute weiß man, daß sie einen schrillen, für das Menschenohr nicht mehr wahrnehmbaren Ton aussenden, dessen Schallwellen von den Gegenständen oder Lebewesen, auf die sie treffen, zu ihnen zurückgeworfen werden und so ihren Flug lenken. Deshalb fällt es auch dem Rotschwanzbussard, der Abend für Abend um die gleiche Stunde auf das Erscheinen der Fledermauswolke wartet, so schwer, eins von den Nachtgeschöpfen zu schlagen, wiewohl doch der ganze Luftraum von ihrem Gewimmel erfüllt ist. Immer wieder schwingt er sich hoch, stößt herab und stößt daneben. Das Radargerät der Fledermaus ist schneller als sein Sturz vom Himmel. Aber er gibt nicht nach, er macht seine Augen schärfer, er steigert seine Geschwindigkeit, er verkürzt den Blitz seines Zugriffs. Und schließlich gelingt es ihm doch noch, die eine von zwei jungen Fledermäusen, die sich gegenseitig behindern, zu umkrallen. Eine kleine Beute bei einem so großen Aufwand. Aber die Ehre, wenn man so sagen darf, ist gerettet.

Die Kröte hat es einfacher. Sie sitzt nur da, am Rande eines Wasserlochs, und läßt ihre vorstehenden Goldaugen umhergehen. Wenn sie etwas Eßbares entdecken, schnellt eine dicke schwarze Zunge vor: schlabb! Schon ist es um die Fliege, um die Mücke, um den Käfer geschehen. Und wenn der Tausendfüßler denkt, sein widerlicher Geruch, vor dem

sogar die Vogelspinne zurückweicht, mache auf die Kröte Eindruck, dann hat er sich geirrt. Zunge hinaus, Zunge herein, der Tausendfüßler ist verschwunden. Und die Kröte sieht aus, als wisse sie von nichts. Manchmal kommt es freilich auch anders. Da wandert zum Beispiel ein einsamer Bockkäfer durch die Nacht. Er wäre lieber zu zweit. Aber er hat mit der Freierei kein Glück gehabt. Die Käferin war nun einmal auf einen anderen versessen. Der Teufel soll die Frauen holen! Und nun schießt auch noch eine Vogelspinne herbei und umgittert ihn mit dem Gehäuse ihrer wolligen Beine. Aber er ist gerade in der richtigen Stimmung für Vogelspinnen. Wieviel Beine hat sie? Acht? Das kann geändert werden. Die Spinne springt erschrocken hoch und zieht sich auf sieben Beinen zurück. Danach findet der Käfer das Leben schon wieder erträglicher. Er setzt seinen Weg fort, der allerdings gerade auf das Maul der Kröte zuführt. Und ehe er sich's versieht, hat ihn die schwarze Zunge eingeschlabbt. Aber im nächsten Augenblick schlabbt sie ihn wieder aus. Woher hätte die Kröte auch wissen sollen, daß dieser Knirps sich unterstehen würde, sich wie ein Satan in ihrer Zunge festzubeißen? Der Knirps schüttelt sich und wandert unversehrt weiter. Mit klopfender Kehle starrt die Kröte hinter ihm her. In dieser Nacht wird sie seinesgleichen nicht mehr anrühren. Aber ob sie auch morgen nacht noch daran denkt?

Ein orangener Mond schwebt langsam im violetten Duft der Nacht empor. Hier rieselt es und da raschelt es. Eine Känguruhmaus nimmt im Schutz der Dunkelheit ein kühles Sandbad. Dabei wird sie von einer Königsschlange aufgespürt. Wehenden Schwanzes stiebt sie davon und fährt in ihr Nestloch. Sie hat nur den einen Gedanken, ihre Nachkommenschaft vor der Schlange zu retten. Mit dem ersten Jungen im Maul arbeitet sie sich aus dem Notausgang heraus und schlüpft in eine andere Höhle. Aber das zweite Junge sitzt noch im Nest. Es hört die Schlange durch den Hauptgang näher kommen und watschelt in seiner Todesangst den Notausgang entlang. Da ist die Maus auch schon wieder zurück und schleppt das Junge ins Freie. Die Schlange folgt ihr auf den Fersen. Nichts kann die Maus und das Kleine mehr retten. Doch, ein Zufall. Von ungefähr tappt eine Schuppenechse des Wegs daher, ein

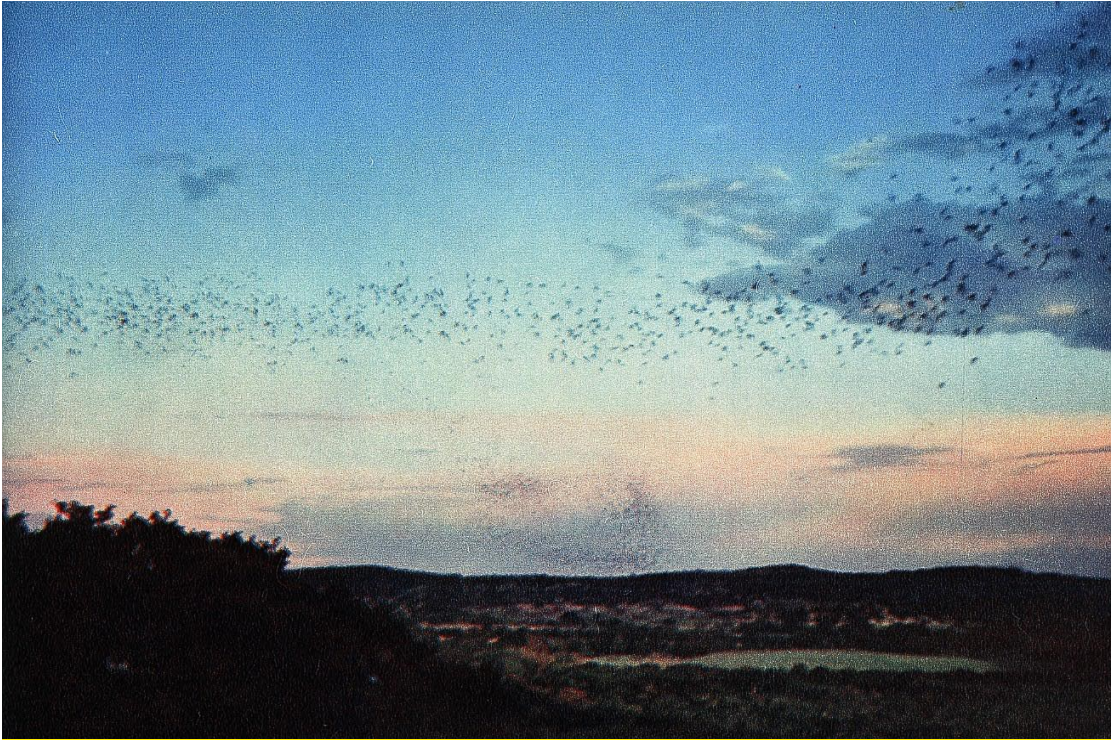
Gecko. Die Schlange läßt sich ablenken, folgt ihm und schnappt nach ihm. Aber mehr als den fetten Schwanz erbeutet sie nicht. Das übrige ist im Nu davongehuscht. Die Maus auch.

Ein neues Geräusch, ein feines Knisperm im Sande: zwei Skorpione schieben sich mit eigenartigen Bewegungen im Mondlicht hin und her. Das kleinere Männchen hat mit den Scheren seiner Kiefertaster die Scheren des Weibchens umfaßt und leitet es einmal nach rechts und einmal nach links, einmal voran und einmal zurück. Und jetzt dreht es sich sogar mit ihm im Kreise. Beide haben die gegliederten Schwänze über die Rücken nach vorn gebogen, so daß die Giftstacheln über den Köpfen schwanken. Man könnte meinen, sie tanzten miteinander. In Wirklichkeit will sich aber das Männchen durch die Umklammerung davor schützen, schon jetzt, ehe die Paarung stattgefunden hat, vom Weibchen aufgefressen zu werden. Eine unheimliche Werbung im Widerstreit von Liebesdrang und Entsetzen. Schritt für Schritt zieht das Männchen das Weibchen hinter sich her, bis sie unter einem Stein verschwinden. Dort im Dunkeln geschieht die Zeugung und geschieht der grausige Gattenmord.

Nun steht der Mond schon so hoch, daß sein Glanz die Ebene fast taghell macht. Eine gehörnte Klapperschlange, die im losen Sande besser vorankommt, wenn sie sich nicht vorwärts, sondern seitwärts windet, wühlt sich am Fuß eines Strauches in den Grund und lauert. Da hüpfte eine Känguruhmaus herbei. Sie will den Wasservorrat in ihrem Innern ein bißchen ergänzen. Dazu braucht sie die grünen Blätter des Strauches, unter dem die Schlange liegt. Wie sie sich aufrichtet, erblickt sie ihre Todfeindin und springt mit einem hohen Satz zurück. Aber dann hat sie sich schon gefaßt und greift die Schlange an. Wie, die winzige Maus greift die große Giftschlange an? Allerdings. Sie kennt nämlich die empfindliche Stelle der Schlange: das lidlose Auge. Blitzschnell dreht sie sich um und läßt mit ihren scharrenden Beinchen einen Regen von Sand gegen die Schlange prasseln. Da mag der giftige Rachen noch so oft vorschnellen, die Maus wippt zurück, wippt wieder heran und überschüttet die Augen, die sich nicht schützen können, mit einem neuen Sandsturm. Sand, zischender Sand, wohin die Schlange

sich auch wendet. Es bleibt ihr nichts anderes übrig, als davonzuwelen. Wer wollte es der kleinen Maus verargen, daß sie daraufhin einen Siegestanz aufführt!

Aber im Triumph regt sich schon das Verhängnis. Denn jetzt schleicht jemand heran, dem mit Sandkörnchen nicht beizukommen ist: das Katzenfrett, das seine riesigen Kugelaugen auf die Maus richtet. Und über ihm schwimmt jemand lautlos durch den Mondglast, den eine Maus erst gewahrt, wenn sie schon umkrallt ist: die Eule. Gleich zwei Todeslose auf einmal. Arme Maus!



Wolken von Fledermäusen wogen auf der Jagd nach Insekten unter dem dämmerigen Wüstenhimmel hin.

Entsetzt rennt die Kanguruhmaus nach ihrem Nest, um die Jungen vor der Königsschlange zu retten.





Eine Schönheit ist sie nicht, die Sandkröte, aber ihre goldenen Augen haben etwas Märchenhaftes.

Das Skorpionenmännchen wagt mit dem Weibchen einen Tanz, der von Begierde und Angst bestimmt ist.





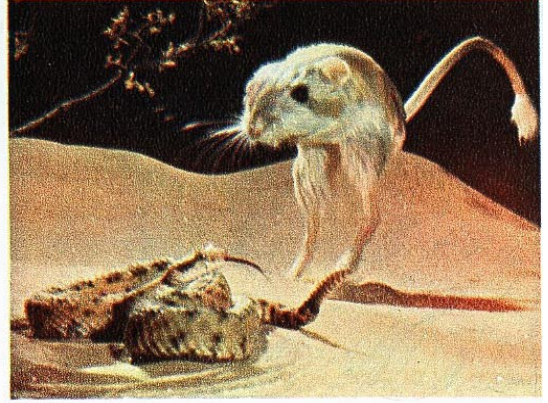
Auf dem losen Sand windet sich die gehörnte Klapperschlange am vorteilhaftesten seitwärts fort.





*Die langen Schnurrbarthaare der keinen Augenblick ruhenden Känguruhmäuse
erglänzt im Mondlicht.*





Maus gegen Schlange, wippende Schnelligkeit gegen federnde Stoßkraft, Sandsturm gegen Giftzahn.





*Nachtäugig, raubgirig,
anmutig: das Katzenfrett*



*Unhörbaren, jähen Fluges
gleitet die Eule durch die
Finsternis auf ihr Opfer
hinab.*

VERSPIELTE MORGENSTUNDEN

Alle Dinge und Geschehnisse bekommen in der Nacht etwas Unheimliches. Aus einem harmlosen Strauch wird ein geduckter Mensch, der am Wege lauert. Ein Rascheln, das man bei Tage kaum beachten würde, kündigt etwas Bedrohliches an. Im Winde raunen Geisterstimmen. Die Waldesfinsternis ist von schleichenden Geheimnissen erfüllt. Selbst Menschen, die sonst nicht schreckhaft sind, fühlen sich des Nachts unsicher. Wahrscheinlich hängt es damit zusammen, daß die Phantasie, die ja unentwegt lebt und arbeitet, um so mehr von den dumpfen Mächten des Unterbewußtseins getrieben wird und sich um so uneingeschränkter entfalten kann, je weniger Wirklichkeit die Sinne wahrnehmen. Wie bei einer Zeichnung ein paar andeutende Striche genügen, um vor dem inneren Blick des Betrachters durch die mit- und weiterschaffende Phantasie ein Gesicht, eine Landschaft, ein Schiff entstehen zu lassen, so genügen zur Nachtzeit ein paar Schatten oder ein verhülltes Geräusch, um die Einbildung zu angstvoller und wuchernder Tätigkeit anzuregen.

In der Klarheit des Morgens jedoch, wenn der Busch nicht mehr ein ungewisses Gebild, sondern ein deutlicher Busch mit Astwerk und Blättern ist, hat die Phantasie keinen Spielraum mehr und kann nichts Drohendes und Geheimnisvolles mehr entstehen lassen. Der ganze Spuk ist verschwunden, der Alpdruck weicht, die Brust wird wieder frei, das Auge freut sich des Lichts. Auch der Furchtsamste begreift seine Furcht nicht mehr. Morgenstunden, zumal sonnenbeglänzte, wenn noch ein wenig Tau und Frische in der Luft webt, sind Stunden des Aufatmens, der Sorglosigkeit, des Spiels, der Freude. Es ist anzunehmen, daß es nicht nur den Menschen, sondern, wenngleich auf eine weitaus dumpfere Weise, aller Kreatur oder doch jenem Teil, der sich dem Tag zugehörig fühlt, so ergeht. Wie mag, um denn bei den Tieren der Wüste zu bleiben, der Drossel in ihrem Nest zwischen den Kaktusstacheln zumute sein, wenn sie in der Nacht den Tritt des Rotluchses vernimmt oder das Rasseln der Klapperschlange oder den Todesschrei der Känguruhmaus? Wird nicht auch sie beim Erscheinen der Morgenröte eine freundliche Empfindung haben? Liegt nicht über

den morgendlichen Spielen der Ziesel etwas vom Glück des Erlöstseins aus der Bangigkeit der Nacht?

Es ist sehr aufschlußreich, eine Zieselsiedlung einmal kurz nach Sonnenaufgang zu beobachten. Die Ziesel werden, weil sie in ihrer Gestalt den Eichhörnchen gleichen und in Erdlöchern hausen, auch Erdhörnchen genannt. Sie haben allerdings keine Pinselohren wie das Eichhörnchen und auch keinen buschigen, sondern nur einen runden Schwanz. Es sind Geschöpfe, die ein geselliges Leben lieben. Zwar wohnt ein jedes in einem angenehm gepolsterten, unterirdischen Zimmerchen für sich, auch wenn es sich um Ehepaare handelt, zwar hört für sie beim Verzehren der angesammelten Vorräte nicht nur die Gemütlichkeit, sondern auch das gesellige Wesen auf, aber sonst müssen sie immer zu mehreren sein. Als Frühaufsteher tauchen sie mit dem ersten Morgenstrahl aus ihren Höhlen auf. Ihr etwas struppiges Fell ist auf dem Rücken rostbraun, vor der Brust und am Bauch weißlich. Ein reizender Anblick, wenn so ein Erdhörnchen mit der schnuppernden Nase, neben der ein paar Schnurrbarthaare sitzen, mit dem törichten Nagetiermund und mit den vergnügten mandelförmigen Augen, die durch die helle Umrandung noch größer wirken, als sie sowieso schon sind, vorsichtig aus dem Höhleneingang herausguckt und dann vollends ans Licht huscht. Jede seiner Bewegungen hat etwas Huschiges und Hastiges, ist aber nie ohne eine drollige Anmut. Kaum klettert das eine Ziesel auf den Steinen umher, die neben seinem Erdloch liegen, da erscheint auch schon das zweite, das dritte folgt, und im Handumdrehen wimmelt eine ganze Schar durcheinander. Die Mütter holen ihre Jungen nach oben, säubern sie und vergessen auch nicht, sich selbst zu säubern. Andere nagen, soweit die Stacheln es erlauben, an den saftigen Birnenkakteen herum. Andere sammeln Körner ein und verbergen sie in Steinspalten. Wieder andere klettern an den Zweigen eines Gesträuchs empor und rupfen die kleinen Blätter ab. Alles ist eitel Lebensfreude und Geschäftigkeit. Es wird ghascht, gekugelt, gepfiffen, gerauft, gestoßen und gepurzelbaumt.

Aber plötzlich geht es wie ein Schlag durch die ganze Gesellschaft. Sie stiebt auseinander. Jeder rettet sich, wie er irgend kann.

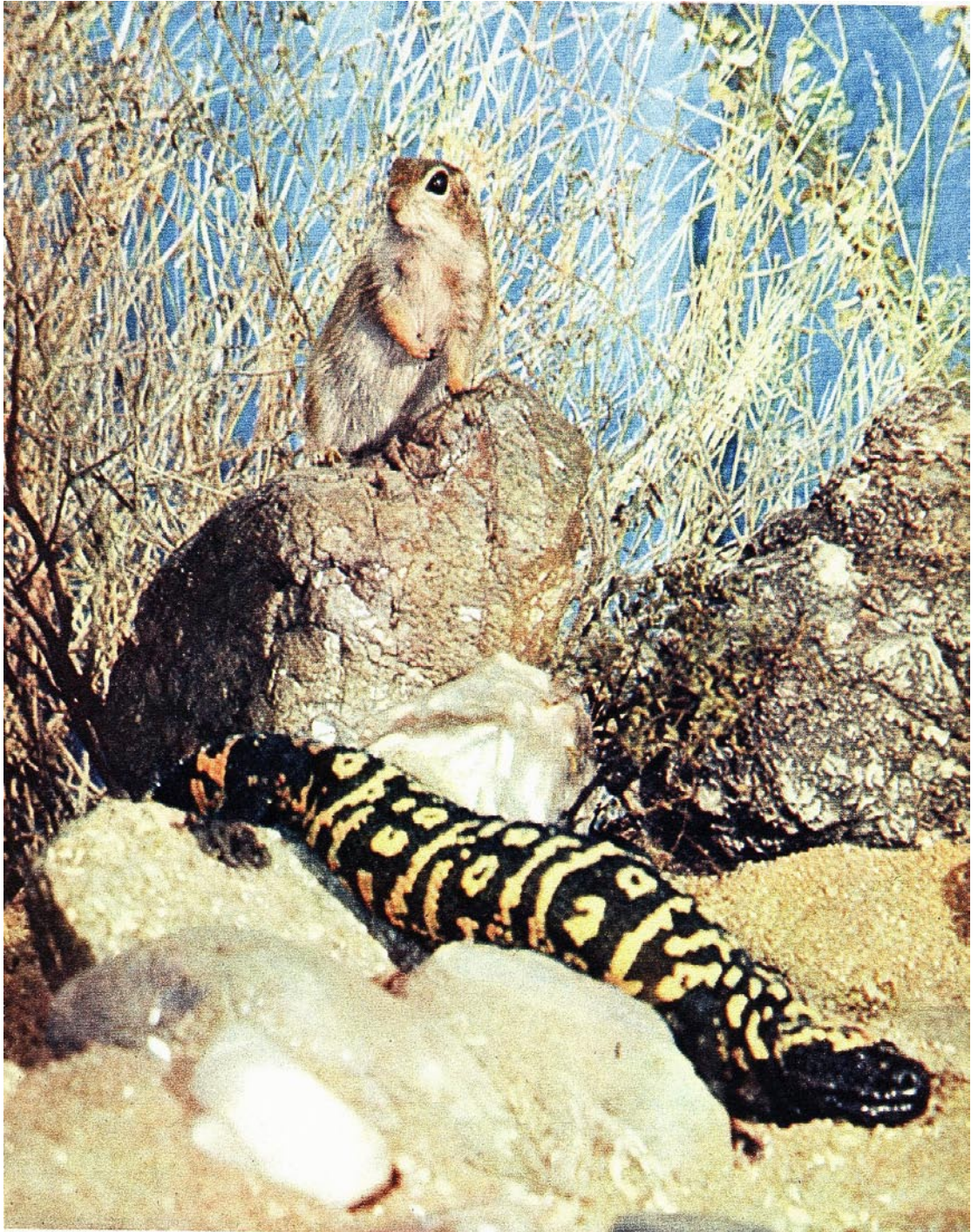






Fressen und Spielen, beides betreiben die Erdhörnchen mit der gleichen unermüdlischen Leidenschaft.



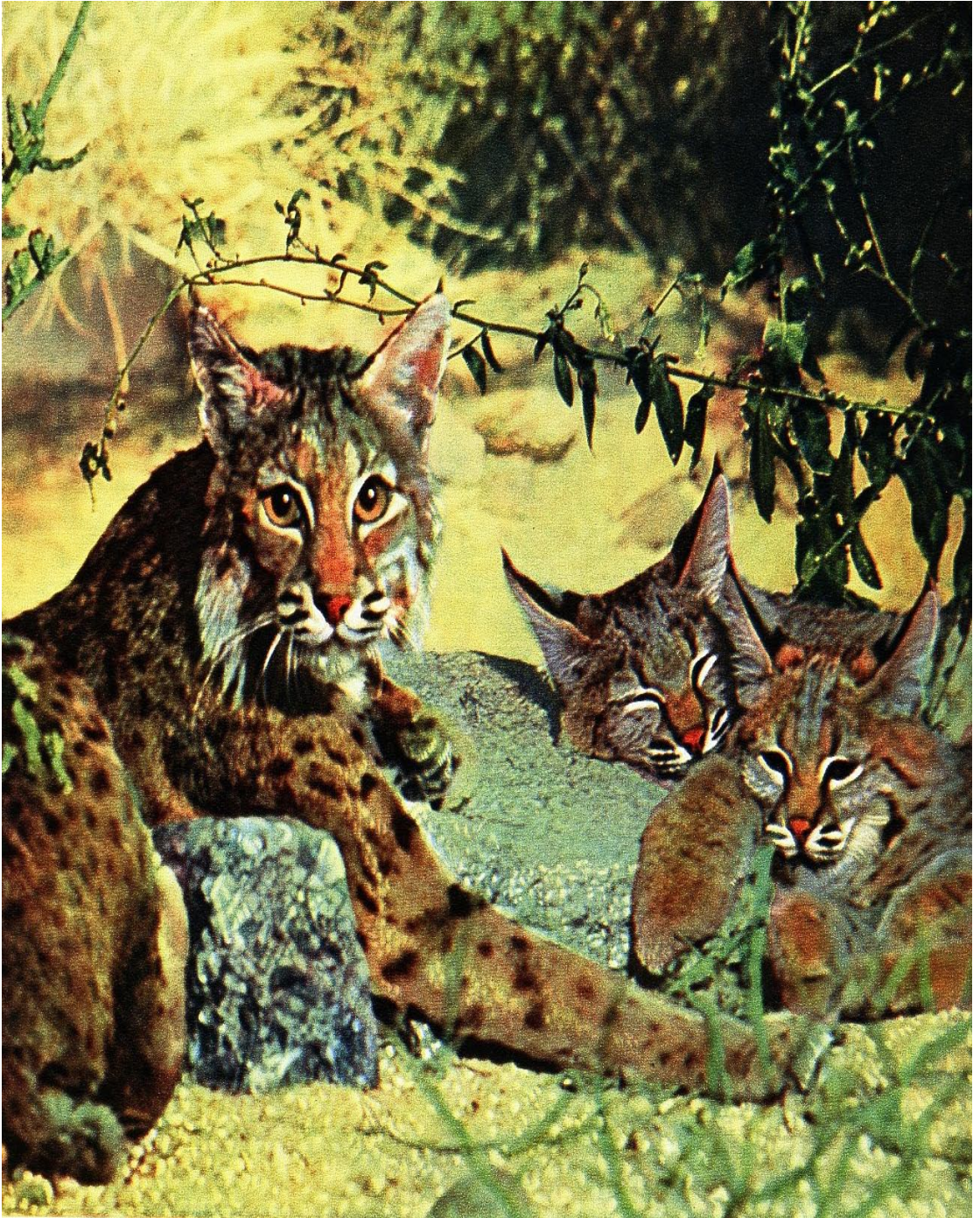


Ein mutiger Späher des graubraunen Volkes beobachtet die Bewegung der giftigen Krustenechse.



*Einige Erdhörnchen beginnen schon wieder zu spielen, andere bevorzugen noch die volle Deckung.
Ehe die Strumpfbandnatter noch weiß, wie ihr geschieht, hat der Wegläufer sie schon zerschnitten.*





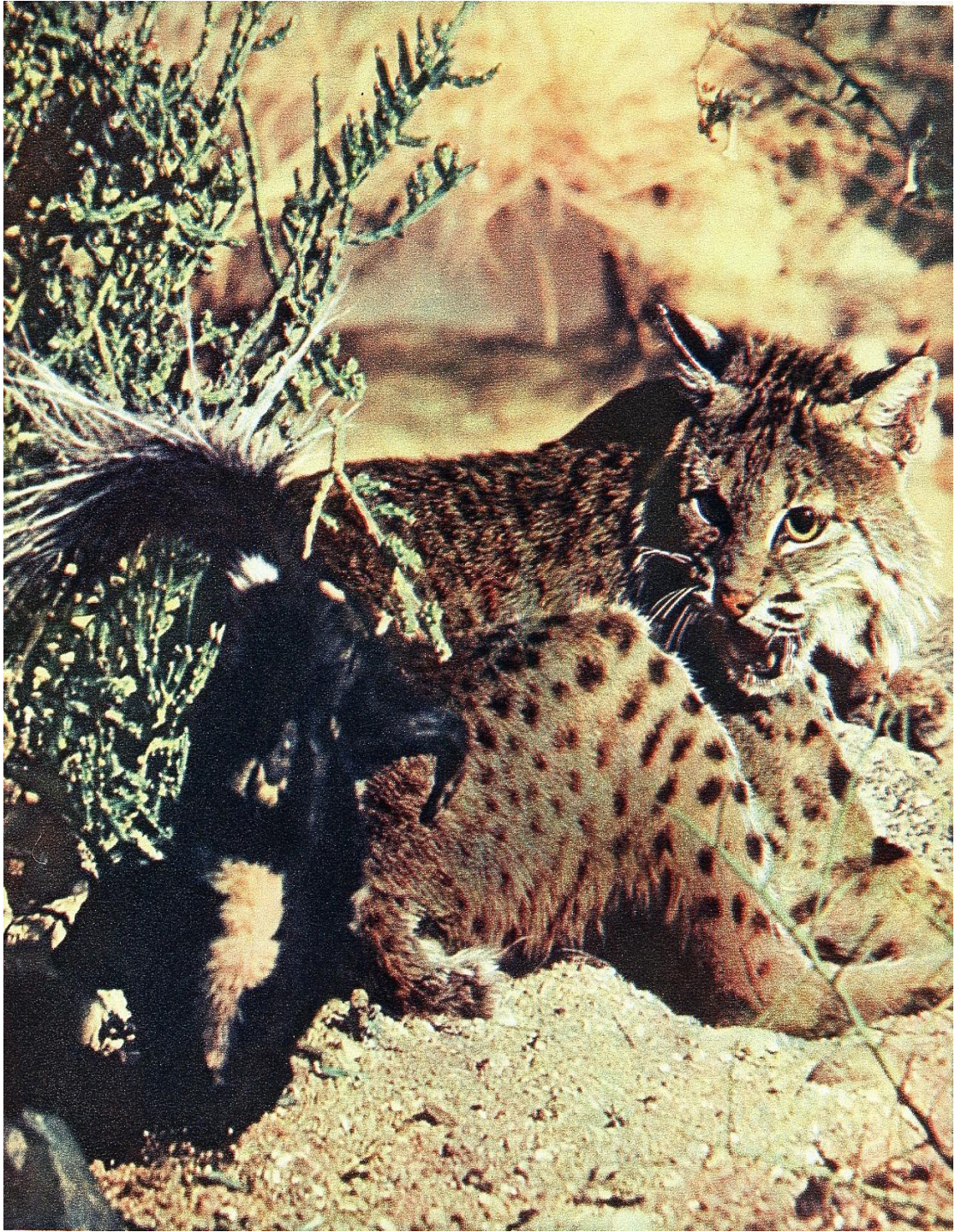
Tagsüber, wenn die Sonne vom Himmel herunterglüht, wissen die Rotluchse nichts Besseres, als regungslos in ihrem Versteck zu liegen und von den Raubzügen der kommenden Nacht zu träumen.



Das Erscheinen des auffällig gezeichneten Skunks wird mit Zurückhaltung und Mißtrauen begrüßt.

In der Dunkelheit erglimmen die weitgeöffneten Pupillen des Rotluchses in grünlichen Phosphorlicht.





„Untersteh dich“ faucht der Luchs, wie der Skunk im Handstand mit der Stinkdrüse auf ihn zielt.

Die meisten, vor allen Dingen die Mütter mit den Kindern, verschwinden in den Löchern, einige schlüpfen zwischen die Felsen, ein steigt in seiner Angst an einem Unkrautstengel empor, der jedoch das Gewicht nicht tragen kann und abbricht. Und warum der Aufruhr? Eine Krustenechse, die ihr Versteck verlassen hat, schiebt sich auf ihren derben, fünfzehigen Beinen über den Spielplatz und sieht sich nach etwas Freßbarem um. Ihr walzenförmiger Leib, schwarz mit gelben Kringeln und gebrochenen Linien, ist mit tausend winzigen Perlen dicht bei dicht besetzt. Und jede Perle glitzert in der Sonne. Der viel zu kleine Kopf besteht nur aus einer Krokodilschnauze und zwei Augen. Der Schwanz, den sie hinter sich her schleppt, ist fast so dick wie der Bauch. Wenn das Untier auch nicht gerade schön anzusehen ist, so sollte man doch meinen, die wendigen Ziesel brauchten sich nicht vor ihm zu fürchten. Aber sie wissen, daß die Echse erstens ganz gut zu Fuß ist und daß sie zweitens in ihrem Unterkiefer ein Gift in Bereitschaft hält, das jeden Zubiß tödlich macht. Daher die überstürzte Flucht. Nur ein Erdhörnchen, ein einziges von allen, hat den Kopf nicht verloren. Es ist auf einen Felsbrocken geklettert und beobachtet von dort aufmerksam den Feind. Wenn man einer Gefahr erst einmal ins Auge sieht, hat man sie schon halb bestanden. Je länger das Hörnchen die Krustenechse betrachtet, um so weniger schrecklich kommt sie ihm vor. Schließlich wagt es sich sogar von seinem Felsenturm herunter und umkreist die Echse. Jedesmal, wenn sie auf das Hörnchen losfährt, huscht es davon, kommt aber gleich wieder zurück. Aus allen Löchern gucken aufgeregte Nasen und Augen heraus und verfolgen das Treiben des tollkühnen Genossen. Er – ohne Zweifel ist es ein Er – hat jetzt alle Furcht verloren und geht sogar zum Angriff über. Seine nackten Pfötchen, die aus dem Beinpelz herausragen wie kleine Hände aus einem Ärmel, greifen in den Sand und bewerfen den Feind damit. Die Echse traut ihren Augen nicht. Sie wird unruhig, sie schüttelt den Kopf, sie drückt sich flach an den Boden. Aus ihrem Gebaren schließt das Erdhörnchen, daß dies die richtige Art ist, Krustenechsen zu bekämpfen. Immer mehr Sand und Schmutz fliegt durch die Luft, immer unbehaglicher fühlt sich die Echse. Schließlich hält sie es für besser, das Feld zu räumen. Sie tut es

Schritt für Schritt und bewahrt auch in der Niederlage noch eine gewisse Würde. Aber Würde macht auf das Erdhörnchen nicht viel Eindruck. Ihm geht es um die Sache, um das Verschwinden des Störenfrieds. Und das ist erreicht. Wieder einmal hat ein Kleiner durch Beherztheit einen Großen in die Flucht geschlagen.

Sowie die Echse verschwunden ist, huschen die anderen Erdhörnchen aus ihren Schlupfwinkeln heraus und umringen den Sieger. Man könnte meinen, sie feierten, wie sie da herumwirbeln, ein Freudenfest. Aber dann beruhigen sie sich und geben sich wieder ihrer Lieblingsbeschäftigung hin, dem Fressen. Eins begibt sich, um an die Zweige eines Strauches zu gelangen, auf einen großen, flachgewölbten Stein, setzt sich auf die Hinterbeine und zieht mit den Vorderpfötchen die Blätter herunter. Mit einem Male bewegt sich der Stein und wandert, da er in Wirklichkeit eine Schildkröte ist, langsam von dannen. Aber das Erdhörnchen – vielleicht handelt es sich um dasselbe, das vorhin die Krustenechse besiegt hat – bleibt ruhig sitzen und reist ein Stück mit. Ja, es greift sogar unterwegs da und dort nach den Blätterzweigen und setzt sein Frühstück fort. Zum Dank beugt es sich am Schluß zu dem ledernen Kopf hinunter, um ihn mit seinem feuchten Schnäuzchen zu beschnuppern und zu beatmen. Erstaunlicherweise läßt die Betroffene, die sonst nicht sehr für zärtliche Annäherungen an dieser Stelle ist, es sich mit einem gienenden Behagen gefallen. So ähnlich geht wohl ein kleines, schmeichlerisches Kind mit seiner schon halb versteinerten Urahne um, wenn es ihr etwas abbetteln will.

Einige Schritte vom Spielplatz der Erdhörnchen entfernt treibt sich ein komischer Vogel herum, der nicht viel vom Fliegen hält, sondern darauf versessen ist, zu Fuß zu gehen: der Wegläufer, ein Verwandter des Kuckucks. Wenn er auch nicht alles frißt, was ihm begegnet, so muß er es doch wenigstens anfassen oder anpicken. „Was ist das? Eine Schlange? Laß sehen!“ Der Schnabel faßt zu. Und schon ringeln sich zwei Strumpfbandnattern im Sande. Die kleinere war noch vor ein paar Sekunden der Schwanz der größeren. Es gibt für den Wegläufer nichts Schöneres, als zu teilen. Er spaziert weiter und erblickt die Erdhörnchen. „Was wohl aus so einem geschwänzten Ding wird“, denkt er, „wenn ich

es mit meinem Schnabel untersuche?“ Aber die Erdhörnchen haben kein Verständnis für seine Liebhaberei, sie zahlen sie ihm mit ihren gelben Nagezähnen so kräftig heim, daß er schleunigst davonläuft. Mit hochgezogener Oberlippe lachen sie hinter ihm drein.

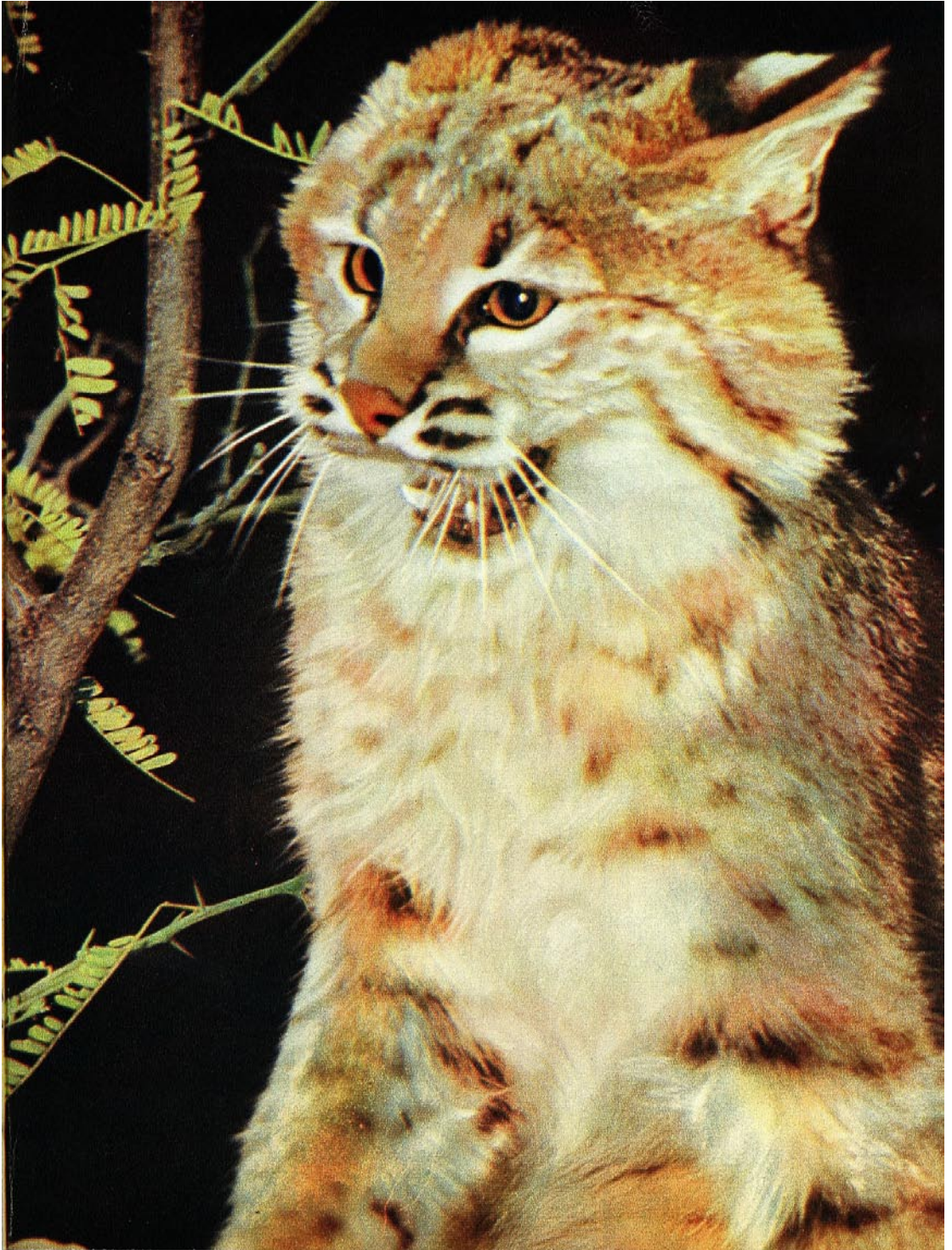
Gleich darauf verschlägt es ihnen jedoch das Lachen. Denn dem Besucher, der sich jetzt einstellt, ist kein Erdhörnchen, auch nicht das verwegenste, ist überhaupt kein Tier in der Wüste gewachsen. Mit hüpfendem Gang und nachschleifendem weißem Schwanz, ohne jede Befangenheit, ohne jede Vorsicht, schlendert der Skunk einher. Eigentlich sollte er um diese Tageszeit schlafen, denn er gehört zu den Geschöpfen, die erst um die Dämmerung anfangen, lebhaft zu werden. Es muß ihm heute nacht etwas in die Quere gekommen sein, sonst wäre er nicht so „spät“ noch unterwegs. Er unterscheidet sich von den meisten Wüstenbewohnern dadurch, daß er sich nicht die geringste Mühe gibt, sein Äußeres der Umgebung anzugleichen. Während unter den Tieren im allgemeinen die Losung „Lebe verborgen!“ gilt, tut er sich gerade etwas darauf zugute, daß ihn sein schwarzes Fell mit den weißen Streifen und sein leuchtender Schwanz zu einer besonders auffälligen Erscheinung machen. Er kann es sich freilich leisten. Die Natur hat ihn mit einer Waffe ausgestattet, die an Seltsamkeit und verblüffender Wirkung ihresgleichen sucht. Nicht umsonst heißt er auf gut deutsch das Stinktier. Wenn er sich, gleichsam im Spiel, auf die Vorderpfoten stellt, sein Hinterteil hochhebt und den federbuschartigen Schwanz über den Rücken hängen läßt, tut alles Lebendige gut daran, sich so schnell wie möglich in Sicherheit zu bringen. Dort hinten hat er nämlich zwei abscheuliche Drüsen, aus denen er einen ölartigen Peststrahl über eine beträchtliche Entfernung hin versprühen kann. Wer davon getroffen wird, ob Tier, ob Mensch, bleibt wochenlang in einen Gestank gehüllt, der so gewaltsam und grauenvoll ist, daß keine Worte ausreichen, um ihn zu beschreiben. Es gibt auf der Erde auch keinen anderen Gestank, den man zum Vergleich heranziehen könnte. Kein Wunder, daß den Erdhörnchen das Lachen vergeht, sowie sie des Skunks ansichtig werden. Wiederum rennt, rettet und flüchtet alles. Eins jedoch, das vor lauter Aufregung zu nahe an ihm vorüberläuft, wird, ehe es

sich's versieht, mit dem widerlichen Öl beschossen und darf sich nun in der nächsten Zeit nicht mehr unter seinesgleichen sehen oder riechen lassen. Dabei macht der Skunk, wie er hüpfend weitertrottet, hier und dort stehenbleibt, ein bißchen im Sande wühlt und wieder weiterhüpft, einen so freundlichen und unschuldigen Eindruck, daß man ihm nichts Böses zutrauen möchte. Wer ihn nicht kennt, glaubt womöglich, er wolle, wenn er auf den Vorderpfoten geht, ein Kunststückchen vorführen. Aber es gibt kein Tier, das nicht um seine penetrante Waffe weiß, kein Tier, dem nicht bekannt ist, daß gegen diese Waffe nichts anderes hilft als die sofortige Flucht. Darum ist der Skunk ein einsamer Wanderer. Durch seine auffällige Zeichnung warnt er weithin vor sich selbst. Und alles weicht, wenn er auftaucht, schweigend vor ihm beiseite.

Selbst die jungen Luchse fahren in ihrem Lager zwischen vertrocknetem Geäst unwillig zurück, wie er sie in ihrem Vormittags schlaf stört. Sie könnten ihm, der nicht viel größer ist als ein Erdhörnchen, mit einem einzigen Tatzenhieb den Garaus machen. Aber sie tun es nicht. Ihre Mienen und Bewegungen verraten, daß er ihnen unheimlich ist, sie wittern seine Schändlichkeit, sind sich aber doch ihrer Kraft bewußt. Und so sehen sie sich die Kunststückchen, die er, sei es zum Spiel, sei es als Drohung, vor ihnen vollbringt, wie große Herren an, die den Kapriolen eines zwergigen Gauklers mit einem Gemisch von Ekel und Nachsicht folgen. Der Skunk stellt sich befriedigt wieder auf seine vier Beine, da er glaubt, sich hinreichend Respekt verschafft zu haben, und hüpfert seinem Bau zu, um endlich zum Schlafen zu kommen.

Die Sonne steigt höher und höher. Ihr weißes, wahnwitziges Geglöß lähmt alles Leben in der Wüste. Die Erdhörnchen liegen in ihren unterirdischen Wohnungen, die Luchse schlafen, der Skunk, die Schlange, der Skorpion, die Eule, das Katzenfrett schlafen. Nichts regt sich mehr. Weit und breit herrscht Schweigen. Nur manchmal rieseln einige Sandkörnchen an einem Hang herunter. In der Ferne löst sich ein Steinchen von der Felsenwand, springt mit einem scharfen Laut in die Tiefe und rollt aus. Dann ist es wieder still. Die Luft über der glühenden Ebene flimmert, und in dem Flimmern entsteht in zarter und un-

wirklicher Schwebung eine Spiegelung wie ein Regenbogen: Wasser,
die Fläche eines Sees, bläuliche Ufer. Die geisterhafte Erscheinung hat
eine Weile Bestand, wird undeutlich und vergeht gleich einem Traum.
Es bleibt der Sand, der Fels, der brennende Himmel.



Was diese Augen erst einmal erspäht und diese Zähne gepackt haben, ist verloren



DAS LEBEN LEBT VOM TODE

Wer nur die Oberfläche der Welt betrachtet, nur den Duft des Mondlichts über einem Fluß im April, nur den Glanz und die Reife, die über einer sommerlichen Landschaft liegt, nur die weich abgestuften Verschleierungen und die ziehenden Schatten eines Novembermorgens, der kann wohl davon träumen, alle Wirrnisse, die der eigenwillige Mensch in das Leben hineingetragen hat, würden sich lösen, wenn er sich entschlösse, zur Natur zurückzukehren. Blickt man jedoch ein wenig tiefer, dann verändert sich das Bild von Grund auf. Gewiß, eine blühende Wiese, über der eine auf und ab wogende Schleierwolke von Schmetterlingen schwebt, nimmt sich gar hold und selig aus. Aber unten im Dschungel der Grashalme, Blumen und Unkrautstengel herrscht zwischen Tier und Tier, zwischen Pflanze und Pflanze das unerbittliche Gesetz des Fressens und des Gefressenwerdens, des Drängens und Verdrängtwerdens, des rücksichtslosen, mörderischen Kampfes ums Dasein. Warum dieser Kampf, warum dies Gegeneinander, warum diese Quälereien, warum dies Leben des einen vom Tode des andern? Jedesmal, wenn es dem menschlichen Scharfsinn, der bewundernswerter Leistungen fähig ist, gelingt, noch eine Schicht tiefer vorzudringen und eins der zahllosen Geheimnisse aufzuhellen, tauchen als Folge dieser Entschleierung hundert neue verwirrende und erschreckende Rätsel auf. Friede, Harmonie, Glück? Für den Schwärmer vielleicht. Der Suchende aber, der die Wahrheit wissen will, ganz gleich, wie sie aussieht, wird mit jedem Blick in die Tiefe und mit jedem Nachsinnen trauriger und ratloser. Der Fall und Abfall, die Sonderung Adams von der Unschuld und vom Heilsein hat nicht nur das Wesen des Menschen, es hat auch das Sein der Pflanzen und Tiere unheil gemacht. Die Geschichte von der Raubwespe in der Wüste Arizonas stellt ein besonders eindrucksvolles Beispiel dafür dar. Dies Insekt mit den schmalen roten Flügeln und dem schwarzen Leib, auf dessen Chitin blaue Glanzlichter funkeln, ist eine Schönheit von fremdartigem Reiz. Wenn sie halb laufend, halb fliegend über den Sand eilt, würde niemand, der nicht mit ihren Gewohnheiten vertraut ist, erraten können, was sie im Schilde führt. Ihr Vorhaben ist so ab-

sonderlich, daß sich auch der Eingeweihte wieder und wieder fragt, wie in aller Welt sie in Urzeiten zum ersten Male auf all das Tollkühne, Schreckliche, Mühselige und Verwickelte verfallen sein mag. Es ist um so absonderlicher, als sie die Auswirkung und den eigentlichen Sinn ihres Tuns aus eigener Erfahrung nicht kennt. Ihr Auftritt, ihr Handeln und ihr Abgang machen nicht das ganze Schauspiel, sondern nur einen Akt aus, der als solcher, so dramatisch und spannend er auch abläuft, ohne jeden Sinn bleibt, wenn man den Fortgang nicht erfährt. Die Wespe weiß nicht und wird nie wissen, wie das Stück endet. Trotzdem spielt sie ihre tollkühne, bruchstückhafte Rolle ohne das leiseste Zögern. Wer hat sie die Rolle gelehrt? Die Natur? Aber das ist nur ein Wort und keine Antwort. Wie denn alles, was Menschen zu erklären versuchen, letztlich auf Worte, die keine Antworten sind, hinausläuft.

Die Wespe rennt also unter zitternden Flügelschlägen mit ruhelosen Rucken über den Geröllboden. Sie hat etwas ganz Bestimmtes im Sinn. Ihr Kopf mit den langen Fühlern fährt in jedes Loch, das sie entdeckt. Und irgendwann stößt sie auf das, was sie sucht: auf eine Vogelspinne. Das braunbehaarte Untier täte besser, in seiner Erdhöhle zu bleiben. Sowie es voller Unwillen hervorschießt, beginnt die Wespe, obwohl sie nur halb so groß wie die Gegnerin ist, ihren wütenden Angriff. Die Spinne wehrt sich. Und sie wehrt sich nicht schlecht. Mit zielbewußtem Gezappel zwingt sie die surrende und sich biegende Wespe unter sich, umschlingt die schwarzblauen Beine, Flügel und Fühler mit ihren zottigen Gliedmaßen und hindert sie daran, den Stachel zum lähmenden Stich anzusetzen. Gleichzeitig versucht sie, ihr mit den großen Kiefern giftige Bisse beizubringen. Es sieht schlimm aus für die Wespe. Manchmal ist sie vollständig in der braunen Umstrickung verschwunden. Aber was ihr an Kraft und Größe abgeht, ersetzt sie durch Gewandtheit und Schnelligkeit. Plötzlich hebt sie mit einem zornigen Brausen die Spinne auf der einen Seite hoch, entschlüpft ihr und flügelt sofort wieder auf sie zu. Sie packen sich, drehen sich im Kreise und überschlagen sich. Die Spinne ist immer darauf bedacht, ihren kolbenförmigen Leib in hinreichender Entfernung vom Stachel der Wespe zu halten. Und die Wespe hütet sich gleichermaßen vor den Kieferzangen

der Spinne. Beide kämpfen in blitzschnellem Wechsel von Angriff und Verteidigung. Es ist unmöglich, dem jähen Bewegungswirbel der Glieder zu folgen. Hin und her, drüber und drunter. Wieder einmal reißt sich die Wespe mit zornigen Flügelschlägen aus einer Umklammerung los und fällt wie betäubt hintenüber in den Sand. Aber die Spinne setzt nicht nach, sondern bleibt glotzend stehen. Vielleicht ist sie zu erschöpft. Und da geschieht es. Die Wespe schießt zwischen die Spinnenbeine, wirft sich auf den Rücken und krümmt, ehe die Spinne ausweichen kann, ihr spitzes Körperende mit dem Stachel gegen den pelzigen Kolben und sticht zu. Einmal, zweimal, dreimal. Die Wirkung zeigt sich sofort. Noch kann die Spinne sich wehren. Aber ihre Beine werden schwerer und schwerer. Und wie sie den vierten und fünften Stich empfängt, sinkt sie zusammen und rührt sich nicht mehr. Sie ist jedoch nicht tot, sondern nur gelähmt. Die Wespe stemmt sich unter sie und wälzt sie auf den Rücken. Dann schleppt sie, rückwärts gehend, den unförmigen Körper mit Zerren und Trippeln hinter sich her, bis sie an einer ganz bestimmten Stelle angelangt ist. Nur sie weiß, warum sie gerade hier das Loch für die Spinne gräbt. Sie scharrt mit ihren Vorderbeinen den Sand heraus und schleudert ihn mit ihren Hinterbeinen fort. Ihre Kiefer brechen kleine Steinchen los, die für sie aber gewaltige Felsbrocken sind, und tragen sie beiseite. Eine erstaunliche Leistung. Wenn ein Mensch etwas Ähnliches vollbringen wollte, müßte er einen Güterwagen mit den Zähnen wegziehen. Hin und wieder läßt die Wespe ihre Arbeit im Stich, hastet zu der Spinne hin, nimmt Maß und stürzt sich wieder in die Tiefe. Schließlich ist das Loch fertig. Sie zieht das Wollknäuel herunter und tut das, was der sinnlose Sinn ihres Daseins, der Sinn auch des mörderischen Kampfes ist, den sie eben bestanden hat: sie legt ein Ei zwischen die Spinnenhaare, nur ein einziges, winziges, glänzendes Ei. Und damit gut. Dann verschließt sie das Loch und fliegt, nachdem sie die Oberfläche so hergerichtet hat, daß niemand merken kann, was hier geschehen ist, einem neuen Opfer entgegen.

In der dunklen Kammer liegt das winzige Ei auf dem noch immer atmenden und darum nicht verwesenden Spinnenleib. Wenn die Zeit gekommen ist, platzt die Eihülle auf, eine kleine Raubwespe kriecht

heraus und macht sich daran, die wohlerhaltene, aber wehrlose Spinne zu verzehren. Dadurch wird sie so stark, daß sie sich ans Licht graben und umhersirren kann. Sie sirrt umher, frißt, hält Hochzeit und geht, wenn sie ein Weibchen ist, auf die Suche nach einer braunbehaarten Vogelspinne, sie auch, getrieben vom Gesetz des Lebens, keiner Gnade gewärtig, keine Gnade gewährend.





Die Baumwespe hat eine Vogelspinne in ihrem Erdloch aufgespürt. Ein wirbelder Kampf beginnt.





Das behaarte Ungeheuer zwingt die Wespe unter sich, kann aber keine tödlichen Biß anbringen.





Im liegen gelingt es der Wespe, ihren lähmenden Stachel in den Kolbenleib der Spinne zu senken.







Die Spinne wird fortgeschleppt und, mit einem Wespen-Ei auf ihrem Leib, lebendig vergraben







DAS WILDE LEBEN

Was die Wüste nicht kennt und, solange sie Wüste bleibt, nicht kennen wird, ist Mäßigung, Ausgeglichenheit, Versöhnung. Sie ist der Ort der schroffen Gegensätze und des jähen Wechsels. Auf die Hitze des Tages folgt unvermittelt die Kälte der Nacht, auf den tödlichen Mangel der strotzende Überfluß. Die Wüste will keine Halbheiten, sie tut alles, was sie tut, ganz. Monatelang dörren die brennenden Tage ebenso wie die eisigen Nächte den Boden tiefer und tiefer aus. Kein Baum kann mehr gedeihen, kein Strauch, keine Blume. Selbst das armseligste Gras welkt dahin und vergeht. Nur die Kakteen, diese Krüppelgewächse mit ihren Bäuchen voller Feuchtigkeit, halten noch aus. Und dann schlägt die Witterung von einer Stunde zur andern um. Maßlos wie vorher die Trockenheit wütet jetzt die Fülle des Wassers. Selten überwinden die Regenwolken die pazifische Gebirgskette. Wenn es aber einem besonders grimmigen Wettersturm einmal gelingt, sie vom Stillen Ozean her über die Schneegipfel bis in die Wüste zu jagen, dann verwandeln sie sich dort in stürzende Wassermassen, dann regnet es nicht, dann dröhnen senkrechte Ströme vom Himmel herunter, dann wird der Tag, wenn auch nicht zur Nacht, so doch zur nachtähnlichen Dämmerung. Da mag der Boden die erlechzte Wolkengabe noch so gierig schlucken, diesem Andrang ist er nicht gewachsen, er verschluckt sich. Das Wasser zwingt die Luft, die in seinen Spalten und Rissen sitzt, zu so schnellem Aufsteigen, daß es aussieht, als huste er Blasen aus. Er schlürft und schlürft, aber er schafft es nicht, er kann nichts mehr aufnehmen, er quillt über. Die Fluten wälzen sich den tieferen Stellen zu, vereinigen sich zu Flüssen, die Flüsse werfen sich zu Urströmen zusammen, die ganze Täler ausfüllen. Von den Bergflanken rauschen weitere Wassermengen herzu und branden in das Gewoge hinein, das sich durch die Täler drängt. Alle Kreatur, die auf oder unter der Erde haust, wird, ob groß, ob klein, von dem herantosenden Schwall erstickt, hinweggerissen, um und um gewirbelt und ertränkt. Wasser bedeutet in der Wüste Leben, wildes, plötzliches Leben. Aber dies Leben bringt erst einmal den großen Tod. Maßlosigkeit im Vernichten, Maßlosigkeit im Erschaffen, auch das gehört zum Wesen der Wüste.

Nach einiger Zeit schwächt sich die herabstürzende Traufe zu Regen ab, und der Regen dämpft sich zu Geriesel. Der Himmel wird heller und heller. Schon sinkt da und dort ein weicher Glanz herab. Wo noch Wolken dahinwabern, lösen sie sich in zarte Verschleierungen auf. Und wie sie vergehen, füllt sich der Luftraum mit einem wundersamen, grünlichen Dunst, der im Schein der sinkenden Sonne zu glimmen beginnt, als sinke ein feiner Goldstaub langsam hindurch. Ein Abglanz dieses Glimmens liegt, ins Rötliche spielend, auf den ebenen Gipfeln der Tafelberge. Zuweilen sieht es aus, als fließe geschmolzenes Metall an den Abbrüchen herunter und vertropfe in den Spalten. Und dann zeigt sich über dem Rot und Gold der durchsichtige Hauch eines Regenbogens. Noch hat er nur an den beiden Enden, die das Erdreich berühren, seine volle Kraft, während er in der Höhe des türkisen Himmels kaum zu erkennen ist. Aber die bunte Unwirklichkeit vertieft sich schnell zu einem reinen Leuchten, das die ganze Bahn deutlich werden läßt. Und zuletzt steht das Halbrund klar und herrlich über den funkelnden und tropfenden Gipfeln und über den veilchendunklen Schatten der Täler.

Die Wüste erstreckt sich jedoch über ein so unermessliches Gebiet, daß die Regengüsse nur einen Teil erreichen, nur die westlichen Striche, die an das ozeanische Gebirge grenzen. Hundert Meilen von diesen Gegenden entfernt, weit im Inneren, wohin die Regenwolken nicht mehr gekommen sind, herrscht nach wie vor Trockenheit und flirrende Hitze. Hin und wieder geht ein glühendes Atmen über die Dünenhänge und bewegt ein paar Sandkörner. Die gewundenen Schluchten zwischen den Bergzügen schweigen. Aber da verdüstert sich der Horizont im Westen, Staubwolken steigen auf und kommen näher, ein Grummeln ertönt, das sich nach einiger Zeit zu einem Rauschen und dann schnell zu einem Brausen und Stürmen verstärkt. Das Wasser naht. Aber nicht als Regen vom Himmel, sondern als Gegurgel über die Erde hin. In den Canons hallt es, pfeift es, rollt es. Auch hier wolkt Staub und Gischt empor. Und dann schwankt die erste Flutwelle um die Biegung, die zweite, höhere, eilt über sie hinweg, die dritte, noch höhere, überrennt die zweite, und schon ist der Canon zu einem Flußbett geworden. Rosa

Schaum brodeln über rotbraunem Gewoge. An verschiedenen Stellen schießt das Gewoge über hohe Stufen und wuchtet brüllend in die Tiefe. Jeder Sturz gibt ihm neue Gewalt und neue Schnelligkeit. Unter Kochen, Wallen und Stampfen taumelt es fort, bis sich das Gefälle verringert und die Schlucht sich zu einem Tal weitet, das in die Unendlichkeit der Sand- und Staubebene mündet. Anfangs überschwemmen die ausgebreiteten Wassermengen die ganze Fläche, die sich vor ihnen auftut. Aber allmählich füllen sie nur noch die Senken aus, und zuletzt drängen sich nur noch einzelne Zungen vor, graue und braune, immer langsamer werdende Schlammrinnsale, die sich im Sande verlieren. Hier endet die Herrschaft des Regens. Diesmal.

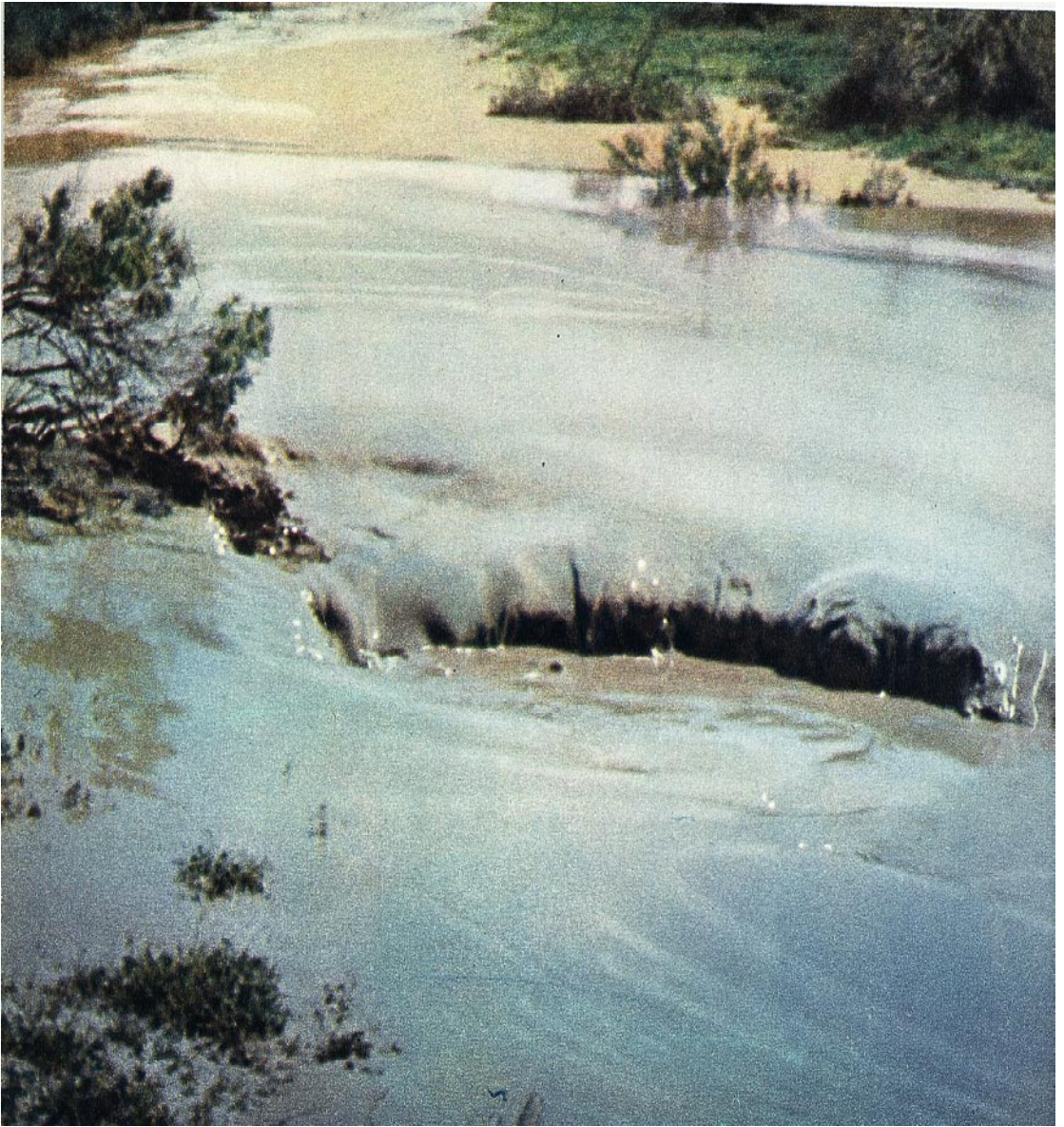
Und sofort beginnt der Himmel, seine Spende wieder an sich zu ziehen. Ebenso hastig, wie das Erdreich die plötzlich entstandenen Seen und Pfuhle einsaugt, leckt die Sonne die Feuchtigkeit auf. Zusehends trocknet das Gefild, trocknen die Täler und Schluchten wieder aus. Der Boden gilbt, reißt und zerbröckelt. Die Wüste wird wieder Wüste.

Dennoch ist das Fluten und Brausen nicht vergeblich gewesen. Ehe die Wasser versickern und verdunsten, nehmen die Milliarden von Samenkörnern, die unter der Erde ruhen, etwas von der feuchten Lebenskraft in sich hinein. So wenig es auch ist, es genügt, um sie quellen, schwellen und keimen zu lassen. In gleicher Weise gehen die Wurzeln und feinsten Würzelchen der scheinbar verdorrten Sträucher, der durstkranken Bäume und der im wahrsten Sinne des Wortes „unverwüstlichen“ Kakteen zu Werke. Und alsbald schieben sich allenthalben winzige, eingerollte Blattspitzen aus dem Boden, die sich entfalten und grazile Blüten aus ihrer Mitte emporsteigen lassen. Über die Hügel wogen ganze Felder von Goldmohn, Lupinen und Schlüsselblumen hin. Scharlachrote Dolden schaukeln an den Zweigbögen von Dornensträuchern. Jeder der dicken, kahlen Äste des Josuabaumes, die sich mit gezackten Gebärden nach allen Seiten recken, hält an seiner Spitze eine zusammengedrängte Traube lichtgelber Blüten, umgeben von braunen Haarbüscheln, in den Raum. Vielleicht ist auch der Glockenblume die richtige Wassermenge zuteil geworden, auf die sie schon seit neun Jahren gewartet hat, so daß sie endlich ein-

mal mit ihren Farben dabeisein, sich berauschen und sich verschwen-
den kann wie alle andern. Die Wüste schimmert in Glanz und Duft. Es
ist wie eine Auferstehung, wie eine Verklärung. Aber die Verklärung
dauert nur ein paar Tage. Dann hat das Leben sich schon erfüllt, dann
erlischt der Schimmer schon wieder, dann fängt das Warten wieder
an.



Die in weiter Ferne niedergegangenen Regenmassen donnern als braune Flüsse durch die Schluchten.



In schlammiger Trägheit schieben sich die letzten Ausläufer der plötzlichen Regenfluten durch die Niederungen der Wüste, zugleich lebenverschlingend und lebensbringend.



Zuerst besiegen die strudelnden Gewässer die Wüste, aber dann besiegt die Wüste die Gewässer.



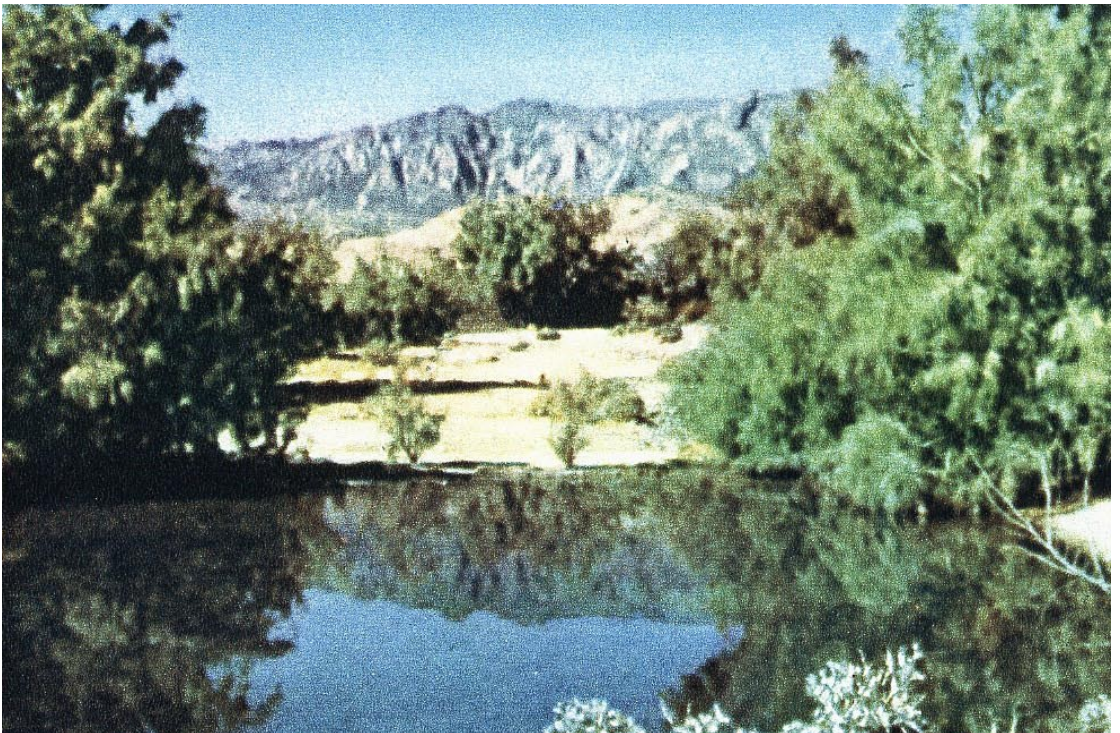


Aus jedem Spalt des austrocknenden Erdreichs beginnt es zu grünen und zu blühen.





Über die Hänge und Hügel, durch die Täler und Ebenen, schäumt eine jähle Woge schäumendes Lebens.





Wie vielflammige Flammen lodern die großen und kleinen Kaktusblüten an den Stachelstämmen.



DAS MYSTERIUM DER SCHÖNHEIT

Nichts in der Wüste blüht so königlich wie die vielfarbigen
Flammen auf den Kakteen. Eine jede Blüte dieser Erde hat ihre
eigene Schönheit. Auch an der unscheinbarsten kann ein Farbton
oder eine Blattgestalt oder eine Dämmerung in der Tiefe des Kelches
so besonders sein, daß man bei ihrem Anblick schwerer atmet. Man
muß das Besondere nur zu finden wissen, unter Umständen mit Hilfe
eines Vergrößerungsglases, man muß nur die Geduld haben, den
Zeitpunkt heranzuwarten, an dem es sich vollkommen dartut, man
muß nur nicht immer vergleichen, sondern das Besondere in seiner
Besonderheit gelten lassen. Wenn man das vermag, dann ist einem das
Hungerblümchen in seiner Kleinheit und blassen Armut ebenso merk-
würdig wie die Rose oder die Lilie. Das Wunder ist überall vorhanden.
Es liegt am Menschen, ob er es gewahrt. Nun steht aber die Schönheit
in einer überaus geheimnisvollen Beziehung zur Vergänglichkeit, zum
Tode. Ein japanischer Dichter, Yamabe Akahito, sagt:

*Wenn der Blütenschimmer
der Kirschbäume auf den Hügeln
länger währte
als ein paar Tage,
wir würden ihn so innig nicht lieben.*

Erscheinungen, die selten sind und nicht lange Bestand haben, be-
wegen das menschliche Gemüt tiefer als solche, die beliebig oft und
beliebig lange vorwalten: ein Sternschnuppenfall, ein Meeresleuchten,
ein Rauhreif, eine helle Wolke über einer abendlichen Landschaft, ein
Mondregenbogen, ein Gipfelglühen, aber auch der Klang eines fernen
Liedes

in der Nacht, die Selbstvergessenheit und Ergriffenheit zweier Liebenden, die sich zum ersten Male Aug in Auge gegenüberstehen, die Musik, die durch ein Shakespearesches Lustspiel weht, eine Traumlandschaft vor den Fenstern eines eilenden D-Zuges, das weiche Rauschen, das ein vorüberhauchender Nachmittagswind in den Baumwipfeln geschehen läßt. Die Blüten mit ihrem seidigen Schmelz gehören ebenfalls dazu, weil sie ja, wenn sie sich öffnen, schon dem Tode anheimgegeben sind. Ein nicht geringer Teil ihres Zaubers beruht auf ihrer Hinfälligkeit. Einigen sind nur ein paar Stunden des Geöffnetseins vergönnt, andere dürfen ein wenig länger verweilen. Es hat den Anschein, als würden die kurzlebigen durch ein Übermaß von Pracht und Wunderbarkeit für ihr trauriges Los entschädigt – sofern Pracht und Wunderbarkeit wirklich eine Entschädigung für sie bedeutet. Niemand hat Kenntnis davon, ob in den Blüten ein „Gefühl“ für ihr Aussehen lebt und ob ein Mehr an Schönheit ihnen auch ein Mehr an Glück einträgt. Das alles mag sich verhalten, wie es will, mit den großen Kelchen und Rosetten, die nach dem Regen aus den Kakteenstämmen hervorbrechen, steht es jedenfalls so, daß sie einerseits zu den kurzlebigensten und andererseits zu den glühendsten, zu den farbentrunknen Blüten gehören, die es gibt. Für das eine und andere Auge sind sie womöglich gar zu trunken und gar zu glühend. Aber alles, was mit der Wüste zusammenhängt, muß mit dem Maß der Wüste gemessen werden. Und das Maß der Wüste ist die Sonne. Wenn die Kakteenblüten sich im Gegleiß der Sonne behaupten wollen, dürfen sie nicht zaghaft sein. So flammen sie denn mit der ganzen Wildheit und Jäheit der Wüste auf: schwefelgelbe Strahlen aus einer orangenen Tiefe, lila Feuerströme aus einem weißgoldenen Grund, ein schneeweißer Kranz mit taubenblauem Rand um einen tiefen Krater, der mit brodelndem Goldstaub an gefüllt ist, altgoldene Wölbungen aus einem Geflirr von weißgoldenen Staubfäden, ein gezackter Kelch aus Scharlach, dem eine grüngoldene Fontäne entspringt, ein Ring von sich hintenüberbiegenden Elfenbeinlanzetten, dessen Mitte von fliederfarbenen und goldfunkelnden Perlen überschäumt. Gold und wieder Gold und noch einmal Gold, eins immer sonnenähnlicher als das andere.

Es sind aber nicht nur die Farben als Farben, die den einzigartigen Reiz der Kakteenblüten ausmachen, eine ebenso große, wenn nicht eine noch größere Bedeutung hat das Ineinanderfließen der Farben, das die Kelche in etwas Bewegtes, in glutende Strömungen, in lebendige Flammen verwandelt. Auch das Licht, das zwischen den Blütenblättern herrscht, scheint in Bewegung zu sein. Es steigt aus der schweigenden Dämmerung der Tiefe, in der das Geheimnis der Zeugung und der Empfängnis seinen Ort hat, in zartesten Abtönungen empor und verflüchtet sich im Äther. Bringt man die Augen nahe genug an die Blüten heran, dann verlieren sie ihre feste Gestalt und werden zu unberührbaren, gleichsam substanzlosen Gebilden aus Licht und Luft.

Das Wunder der Wunder offenbart sich jedoch erst, wenn mit Hilfe der Filmkamera, die einen über Stunden sich erstreckenden Ablauf in wenige Minuten und Sekunden zusammendrängen vermag, das Entstehen einer Blüte vom Knospenzustand bis zum voll entfalteten Stern sichtbar gemacht wird. Das zögernde Sichöffnen und beseligte Erstrahlen in einem einzigen, sanften Vollzug hat etwas schlechthin Überwältigendes. Doch in das Überwältigtsein mischt sich auch eine gewisse Beklemmung. Es ist, als sei man Zeuge eines Vorgangs, bei dem eigentlich niemand zugegen sein dürfe. Man schämt sich geradezu. Die gleitende Gebärde der Blüte gleicht einer fraulichen Entschleierung und Preisgabe, die in völliger Unschuld geschieht. Unwillkürlich fragt man sich, ob die Blüte ihr Innerstes auch dann so unbefangen auftun würde, wenn sie wüßte, daß Menschaugen ihr zusehen. Oder liegt der Grund für die Beklemmung noch tiefer? Durchschauert es einen, weil man das Wirken der Schöpfung, das Wirken des Schöpfers in aller Unmittelbarkeit zu erblicken glaubt? Erblickt man hier, was der Mensch eigentlich nicht erblicken, so unverhüllt nicht erblicken sollte?

Das Schicksal der Blüte hat sich jedoch noch nicht vollendet. Noch leuchten die Farben. Leuchten sie noch? Trübt sich das durchsichtige Lila nicht schon ein wenig? Allerdings. Und die Trübung verstärkt sich schnell, die Blüte erlischt, sinkt zusammen und welkt dahin. Der Tod hat sie berührt. Nur das Befruchtete bleibt und reift zur Samenbeere, in der das Leben schläft, bis die Zeit des Erwachens kommt. Die Blüte

geschieht um des Samens willen, und der Samen ist vorhanden um der Blüte willen. Das Leben mündet in den Tod, und der Tod mündet in das Leben.

Das Gleiche begibt sich auch anderswo. Aber in der Wüste hat es mehr Härte und Deutlichkeit. Darum wirkt es hier bedrängender auf den Menschen ein als in den gemäßigten Bereichen. In der Wüste kann der Mensch den Fragen, die das ringsum sich regende Leben an ihn richtet, nicht ausweichen. Der Skorpion, die Klapperschlange, die Känguruhmaus, die Vogelspinne, die Raubwespe, der Bussard, die Schildkröte, das Erdhörnchen, alle fragen, die Sanddüne, der blaue Felsenberg, die donnernde Schlucht, die kleine und die große Blüte fragen gleichermaßen. Aber der Mensch weiß keine Antwort. In der Wüste merkt er erst richtig, wie todeinsam und ratlos er in der rätselvollen Welt steht. Diese Einsicht kann der Anfang einer entscheidenden seines Geistes sein.



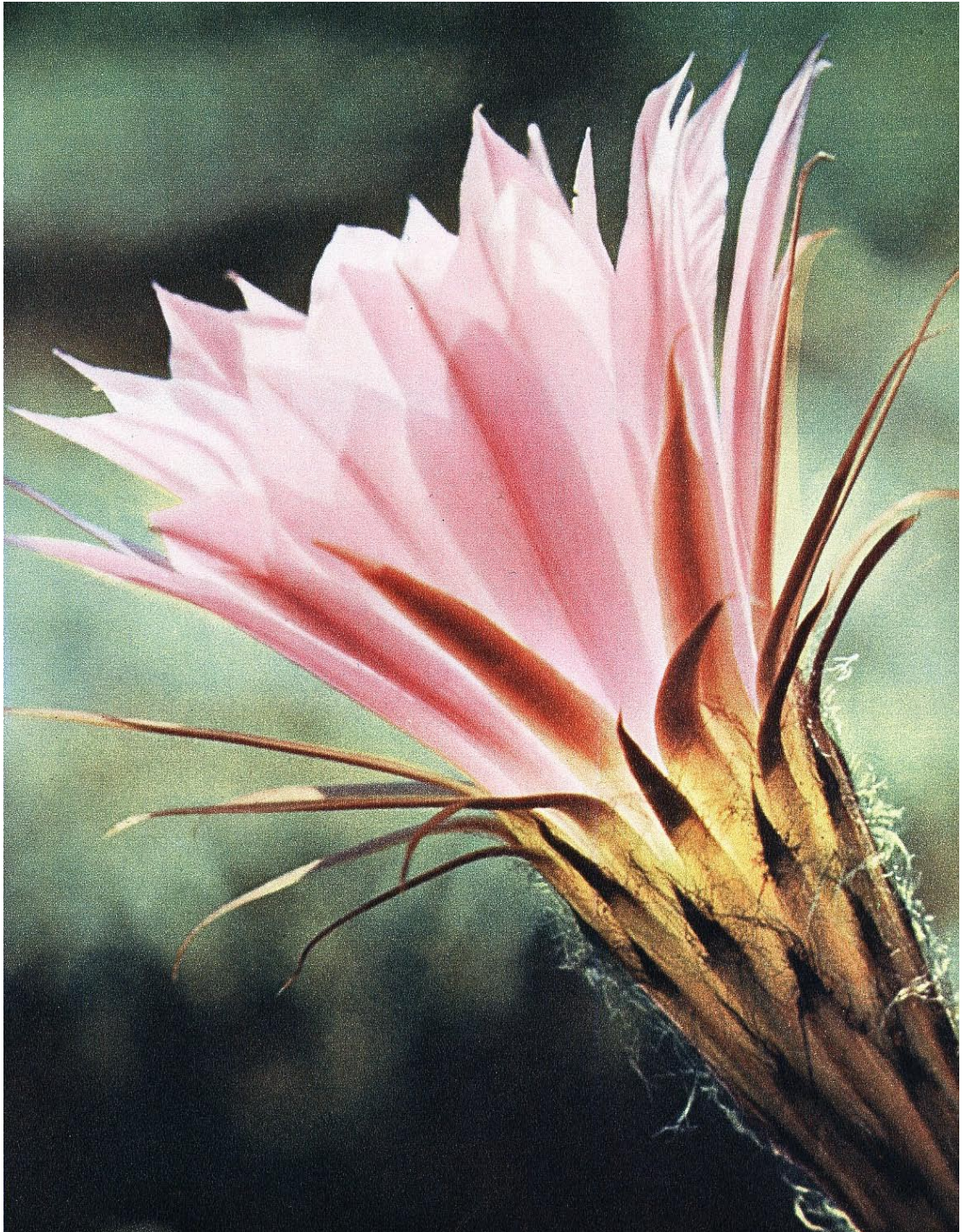
In überirdischen Strahlungen und Flutungen schießt das Licht aus goldenen Gründen hervor.

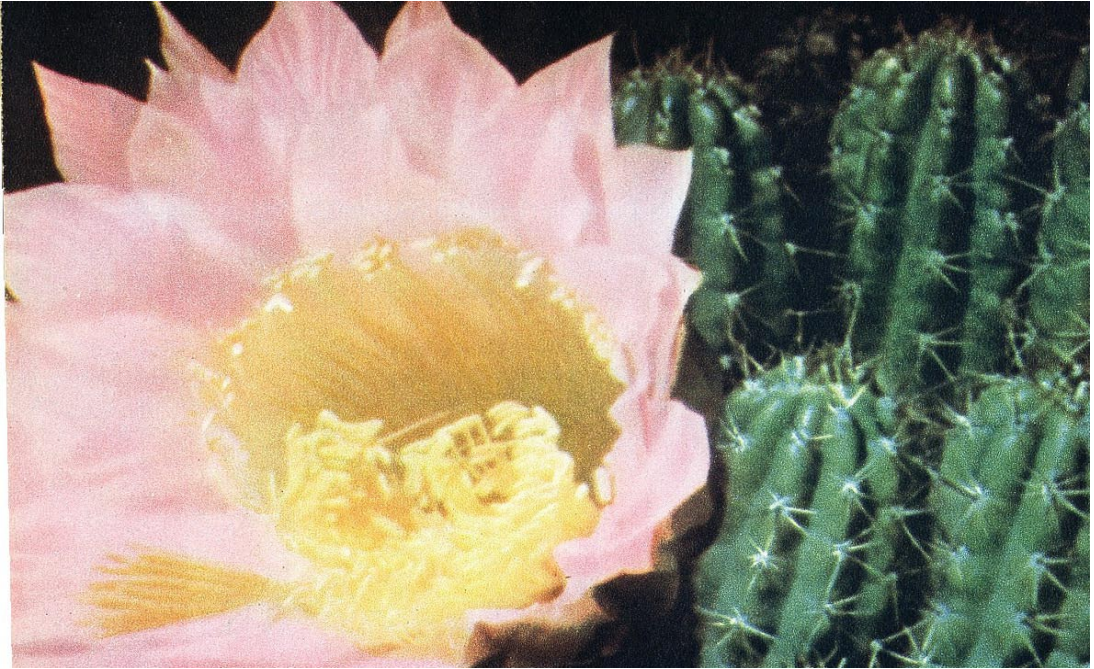




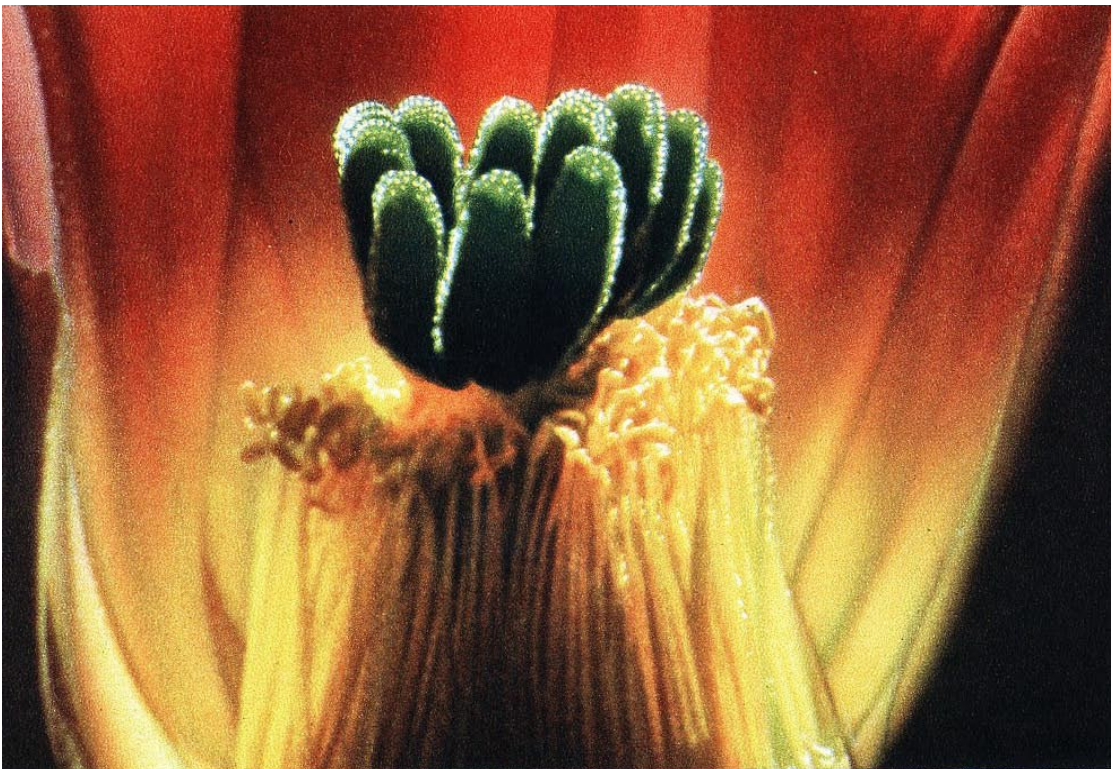
Die zögernden Gebärden einer langsam sich entfaltenden Blütenknospe hat etwas tief Ergreifendes.

Es ist, als wolle die Blüte es der Sonne gleichtun und ihr Wesen ins Grenzenlose verstrahlen.





In der geheimnisvoll glutenden Dämmerung des Kelchs geschieht das Mysterium der Empfängnis.





Noch hat das bunte Blüten und Wabern seine volle Kraft, aber in kurzer Zeit ist alles vorüber.





Ein echtes Kind der Wüstensonne: das orange Feuer sendet einen gleißenden Strahlenkranz aus.

Alphabetisches Stichwortverzeichnis

AMEISEN

gibt es auch in den amerikanischen Wüsten, z. B. die bernsteinfarbene Honigameise und die nicht seltene Ernteameise.

ARIZONA

ist einer der Gebirgsstaaten im Südwesten der USA. Er umfaßt 295.134 qkm mit rund 755.000 Einwohnern; seine Hauptstadt heißt Phoenix. Arizona erstreckt sich vom Colorado-Plateau im Norden und Nordosten über ein vom Gila-Fluß durchzogenes Stufenland bis zur Gila-Wüste im Süden an der mexikanischen Grenze. Das nördliche Gebirgsland wird von tiefen Canons zerschnitten, z. B. dem Grand Canyon des Colorado-Flusses. Das sehr heiße und trockene Klima läßt Steppen- und Wüstenlandschaften vorherrschen.

BOCKKÄFER

(lateinisch: Cerambycidae) nennt man eine Käferfamilie wegen ihrer sehr langen, hörnerähnlich gekrümmten Fühler, die das Fünffache der Körperlänge erreichen können.

CANON

(spanisch: Röhre; amerikanisch: Canyon, sprich känjen) ist ein Begriff aus der Wissenschaft von den Formen der Erdoberfläche. Unter Canon versteht man ein meist von stark erodierenden Flüssen in hochgelegenen Trockengebieten mit horizontal lagernden Gesteinsschichten tief eingeschnittenes, nach unten zu schluchtartig Verengtes, überwiegend steilwandiges Tal. Am berühmtesten ist das über 1500 m tiefe Grand Canyon des Colorado-Flusses im Norden des USA-Staates Arizona.

CHITIN

ist ein stickstoffhaltiges Polysaccharid, das u. a. den Hauptbestandteil des Außenskeletts der Gliederfüßler (Insekten, Krebse usw.) bildet.

CHLOROPHYLL

auch bekannt als Blattgrün, heißt der in den pflanzlichen Blättern enthaltene, für die Photosynthese notwendige grüne Farbstoff. Da seine Hauptaufgabe die Kohlensäureassimilation mit Hilfe des absorbierten Sonnenlichtes ist, sitzt das Chlorophyll vorwiegend in Chloroplasten genannten Farbstoffträgern innerhalb der oberflächlichen Gewebe des

Pflanzenkörpers.

CHOLLAKAKTUS

(lateinisch: *Opuntia bigelovii*) heißt eine bis zu 2 m hoch werdende Kaktusart, deren lange spitze Stacheln für einen Unvorsichtigen sehr gefährlich werden, da sie tief unter die Haut eindringen und oft nicht mehr aus dem Fleisch herausgezogen werden können. Bemerkenswert ist die Fortpflanzungsart durch sehr leicht von der Mutterpflanze abbrechende Ableger, die dann auf ihren elastischen Stacheln ein Stück weiterrollen, dort Wurzeln schlagen und so eine neue Pflanze entstehen lassen.

COUP DE FOUDRE

lautet die französische Bezeichnung für „Blitzschlag“ (aus coup = Schlag, foudre = Blitz).

DISNEY, WALTER ELIAS

wurde am 5. 12. 1901 in Chicago geboren und war zunächst Reklamezeichner. Nach Ausbildung auf der Kunstakademie in Chicago und fotografischen Versuchen schuf er seit 1922 mit einigen Kollegen die ersten Zeichentrickfilme. Berühmt wurde er seit 1928 durch seine „Micky-Maus“. Dann gründete er seine eigene Filmgesellschaft, in der er Märchenstoffe (Schneewittchen, Cinderella, Pinocchio, Bambi, Alice im Wunderland, Dumbo, Peter Pan) zu abendfüllenden Zeichenfilmen verarbeitete. Daneben stellte er auch bedeutende Kultur- und Dokumentarfilme her (z. B. „Das Tal der Biber“, „Die Robbeninsel“, „Die Wüste lebt“, „Wunder der Prärie“) und Spielfilme („Die Schatzinsel“).

ERDHÖRNCHEN

(lateinisch: *Citellus*) heißt eine zur Familie der Hörnchen gehörende Gruppe von Nagetieren, die verwandtschaftlich zwischen den Zieseln und den eigentlichen Eichhörnchen stehen. Sie leben in Erdlöchern oder unter Felsen und ernähren' sich meist von Wurzeln und Samen. Zwar haben sie die Fähigkeit zu langfristigem Dursten, doch saufen sie gierig Wasser, wenn sie welches finden.

EULEN

(lateinisch: *Strigidae*) sind Nachtraubvögel mit großen, zum Dämmerungssehen geeigneten Augen und einem krummen, kurzen

Schnabel. In ihren anatomischen Merkmalen weichen sie stark von den Tagraubvögeln ab, mit denen sie auch keine stammesgeschichtlichen Beziehungen haben. Das weiche Gefieder ermöglicht einen fast geräuschlosen Flug. Die gut entwickelten Ohren sind sehr empfindlich und werden nur durch eine aufrichtbare Hautfalte außen am Kopf sichtbar, die nicht mit den ebenfalls am Kopf sitzenden, oft ohrenartigen Federbüscheln verwechselt werden darf. Die meisten der in etwa 150 Arten über die ganze Erde verbreiteten Eulen sind Waldbewohner und machen im Dunkeln Jagd auf Insekten und andere kleine Tiere, die mit den Füßen gepackt und dann mit den sehr spitzen Krallen erdolcht werden. Die Haare, Federn, Knochen und andere unverdauliche Beuteteile werden im Magen der Eulen zu kleinen Bällen, den sogenannten „Gewölln“, zusammengepreßt und dann wieder ausgespien.

FLEDERMÄUSE

(lateinisch: Chiroptera) sind fliegende Säugetiere mit einer Flughaut zwischen den stark verlängerten Fingern und den Hintergliedmaßen, wobei der Schwanz oft noch als Spreizorgan für die Flughaut dient. Die frei stehenden Daumen dienen als Kletterwerkzeug. Die meisten Fledermausarten sind Insektenfresser, einige ernähren sich auch von Früchten. Alle Fledermäuse sind Dämmerungs- oder Nachttiere, die tagsüber an den Zehen aufgehängt mit dem Kopf nach unten schlafen. Die Orientierung beim „Blindflug“ im Dunkeln erfolgt durch Echopeilung mit den sogenannten „Radar-Ohren“, indem die Tiere in kurzen Abständen mit ihrem besonders gebauten Kehlkopf Ultraschallwellen ausstoßen, an deren Reflexion sie jedes Hindernis (selbst dünne Fäden!) erkennen können. Auch in den Felsenklüften der amerikanischen Wüstengebiete gibt es mehrere Fledermausarten, die in den Dämmerstunden mit pfeifendem Flügelgeräusch ihre Schlafhöhlen verlassen und auf Insektenjagd gehen.

FRISCHLINGE

nennt man das durch eine sich später verlierende typische Streifung und Fleckung gekennzeichnete junge Schwarzwild beiderlei Geschlechts bis zur Vollendung des i. Lebensjahres.

GEBRECH

lautet der weidmännische Ausdruck für den Rüssel des Schwarzwildes.

GECKOS

oder Haftzeher (lateinisch: Geckonidae) bilden eine Familie von mittelgroßen, meist nächtlich lebenden Eidechsen wärmerer Länder. Typisch für alle Geckos ist der auf Saugwirkung beruhende Haftapparat an der Unterseite der Finger und Zehen, der es diesen Tieren ermöglicht, auch an senkrechten und völlig glatten Flächen (z. B. Fensterscheiben) emporzukriechen.

HUNDERTFÜSSLER

(lateinisch: Chilopoda) sind eine Gruppe der „Tausendfüßler“. Zu ihnen gehört auch der in den Wüsten der südwestlichen USA lebende, oft bis 20 cm lang werdende giftige Scolopendra heros. Jedes seiner 42 Beine endet in einer scharfen Klaue, die auf der menschlichen Haut zwar nur winzige, aber meist zu schweren Entzündungen führende Verletzungen hervorruft. Schwer heilende und lange Zeit geschwollene Wunden kann dieser Hundertfüßler auch durch einen Biß verursachen, da er hinter seinem Kiefer einige Giftdrüsen besitzt.

JOSUA-BAUM

(lateinisch: Yucca mohavensis) heißt ein im Wüstengebiet der südwestlichen USA häufiger, zur Familie der Liliengewächse gehörender Einzelbaum mit kräftigem, häufig verzweigtem Stamm, langen und lineallanzettlichen, oft dolchartig spitzen und holzigen Blättern sowie glockig hängenden, in Rispen stehenden, grünlichweißen Blüten.

KAKTUSGEWÄCHSE oder Kakteen

(lateinisch: Cactaceae) bilden eine etwa 6000 Arten umfassende Pflanzenfamilie, deren Vertreter durch den saftfleischigen Bau (Sukkulenz) der Sprosse gekennzeichnet sind, deren schwammiges Gewebe ein ausgezeichneter Wasserspeicher ist. Sehr mannigfaltig ist die Gestalt der Kakteen, denn es gibt zylindrische, prismen-, säulen-, kugel- und scheibenförmige Arten. Nur selten finden sich normal ausgebildete Blätter, häufig sind sie durch die auf den „Augen“ sitzenden Dornen („Stacheln“) ersetzt, die nicht nur einen guten Schutz gegen Tierfraß darstellen, sondern zugleich auch die Wasseraufnahme aus

der Luft ermöglichen. Die meisten Arten sind Erdbewohner, deren Wurzelwerk oft tief in den Boden eindringt. Die meist ansehnlichen Blüten öffnen sich bei vielen Arten nur einen Tag, andere wieder nur des Nachts. Die geographische Verbreitung der Kakteen ist mit wenigen Ausnahmen auf Amerika beschränkt, wo sie sich in den verschiedensten Klimazonen finden und z. B. in den Anden und in Mexiko teilweise bis 3000 m und höher ins Gebirge steigen. Die Hauptverbreitungszonen sind jedoch die trockenen und hochgelegenen Gebiete in den südwestlichen Staaten der USA sowie in den nördlichen Gebieten Mexikos.

KALIFORNIEN

(amerikanisch: California) ist einer der pazifischen Randstaaten der USA. Er umfaßt 410.006 qkm mit rund 10,6 Millionen Einwohnern; seine Hauptstadt heißt Sacramento. Landschaftlich gliedert sich Kalifornien in vier nordsüdlich verlaufende Längszonen: von West nach Ost das Küstengebirge, das kalifornische Längstal, die Sierra Nevada und die westlichen Randgebirge des Großen Beckens. Dank seines für den Menschen und die Wirtschaft sehr günstigen mediterranen Klimas entwickelte sich Kalifornien rasch zu einem der landschaftlich am intensivsten genutzten Gebiete der USA. In den letzten Jahren verlagerte sich auch die Industrie der USA in zunehmendem Maße hierher in den Westen des Kontinents, wodurch eine sehr stürmische, noch längst nicht abgeschlossene neue Entwicklung dieses „goldenen Gartens“ der Vereinigten Staaten eingeleitet wurde.

KÄNGURUH-MÄUSE

(lateinisch: *Dipodomys deserti*) gehören zur Nagetierfamilie der Taschenmäuse. Sie erreichen oft eine Gesamtlänge von 35 cm und leben in weit verzweigten unterirdischen Gangsystemen mit mehreren Fluchtausgängen. Zu den Eigentümlichkeiten der Känguruh-Mäuse gehören ihre merkwürdigen nächtlichen Tanzspiele, bei denen die posierlichen Tiere oft stundenlang umhertollen und Luftsprünge aufführen. In den oft wochenlangen Trockenperioden ihres Lebensraumes müssen diese Nager auf jede Aufnahme tropfbaren Wassers verzichten und können sich nur von den in regelrechten Vorratslagern angesammelten Samen ernähren.

KASKADEN-GEBIRGE

(amerikanisch: Cascade Range oder Mountains) heißt das nach den Kaskaden des Columbia-Flusses benannte rund 900 km lange Hochgebirge im Westen der USA, das die nördliche Fortsetzung der Sierra Nevada bildet und im Osten vom Great Basin begrenzt wird. In seinem nördlichen Teil wird das Kaskaden-Gebirge von stark vergletscherten Vulkangipfeln gekrönt. Die höchsten Berge sind der Mount Rainier (4391 m) und der Mount Shasta (4316 m).

KATZENFRETT

(lateinisch: *Bassaviscus astutus*), ein sehr klettertüchtiger nordamerikanischer Kleinbär von fuchsähnlicher Gestalt, ist sehr räuberisch und lebt vorwiegend auf Bäumen. Gezähmt dient er dem Menschen als Ratten- und Mäusefänger. Das Katzenfrett ist in Mexiko, Texas, Kalifornien und Oregon heimisch.

KLAPPERSCHLANGEN

(lateinisch: *Crotalidae*) heißt eine Gruppe vorwiegend nord- und mittelamerikanischer Grubenottern wegen ihrer ineinander steckenden beweglichen Hornringe am Schwanzende, die beim Vibrieren des Schwanzes klappernd rasselnde Geräusche von sich geben, die als Droh- oder Warnreaktion gedeutet werden. Fast alle Klapperschlangen sind ihres giftigen Bisses wegen sehr gefährlich. Eine verhältnismäßig kleine, nur 50-70 cm lang werdende Art der Klapperschlangen ist die in den Wüsten der südwestlichen USA lebende Gehörnte Klapperschlange (lateinisch: *Crotalus cerastes*), deren Fangzähne ebenfalls ein tödlich wirkendes Gift enthalten. Tagsüber schläft die Gehörnte Klapperschlange meist im Schatten eines Strauches oder in ihren unterirdischen Gängen, um dann erst in der kühleren Nacht hervorzukommen und auf Beutefang zu gehen. Dabei bedient sie sich einer eigentümlichen Fortbewegungsart, die ihr auch den Namen „Seitenwinder“ eingebracht hat. Wohl um ihren Körper möglichst wenig mit dem heißen Wüstensand in Berührung zu bringen, stützt sie sich auf ihr Kopf- und Schwanzteil, biegt den Mittelteil des Körpers bogenförmig in die Luft und wirft sich dann mit einem kräftigen Schwung seitwärts nach vorn. Jetzt auf ihren Mittelteil gestützt, schleudert sie Kopf und Schwanz in

diese Richtung und kommt auf diese Weise erstaunlich schnell voran.

KRÖTEN

(lateinisch: Bufonidae) sind eine plumpe, meist zahnlose Familie der Froschlurche mit kurzen Beinen und oft drüsenreicher, warziger Haut, deren Sekret das giftige Bufotalin enthält. Die meist auf dem Lande lebenden Nachttiere lieben im allgemeinen die Feuchtigkeit. In den Wüstengebieten der USA allerdings hat sich die dort lebende Sandkröte gut an die extrem trockenen Lebensbedingungen angepaßt.

KRUSTENECHSEN

(lateinisch: Helodermatidae), eine Familie der Echsen, deren auffällig bunt gefärbter Körper mit höckerigen Schuppen bedeckt ist. Hierzu gehört das im südwestlichen Nordamerika lebende Gilatier (lateinisch: Heloderma suspectum), eine giftige Krustenechse. Das beim Biß durch gefurchte Zähne aus den im Unterkiefer gelegenen Giftdrüsen in die Wunde geleitete Gift verursacht zuweilen wiederkehrende schwere Herzstörungen und Schwindelanfälle und kann sogar beim Menschen von tödlicher Wirkung sein.

LUPINEN

(lateinisch: Lupinus) sind eine aus dem Mittelmeergebiet und dem nordwestlichen Nordamerikastammende Gattung der Schmetterlingsblütler. Die mit gefingerten Blättern und ährigen Blütentrauben ausgestatteten Lupinen werden in Mitteleuropa gern als Gründüngungs-, Futter- und Körnerpflanzen angebaut, zumal sie seit der erfolgreichen Züchtung der Süß-Lupine auch zu einem wegen seines Eiweißreichtums wertvollen Viehfutter geworden sind.

NABELSCHWEINE

(lateinisch: Tayassuidae) sind eine Familie der Paarhufer und werden als Neuweltschweine unseren Altweltschweinen gegenübergestellt, von denen sie sich u. a. durch kleineren Körper und Ohren, eine schwächere Schnauze und den verkümmerten Schwanz unterscheiden. Ihren Namen haben sie von der nabeiförmigen Drüse auf dem hinteren Rückenteil, aus der sie eine stark riechende Flüssigkeit absondern. Das Amerika von Arkansas bis Patagonien bewohnende Pekari oder Halsband-Nabelschwein wird etwa 95 cm lang und 35-40 cm hoch. Das

dicht mit Borsten bedeckte schwarzbraune Fell zeigt eine gelblichweiße Halsbinde und eine weiße Vorderbrust.

NASENBÄREN

oder Rüsselbären heißt eine zur Familie der Waschbären gehörende allesfressende Raubtiergattung wegen ihrer rüsselartigen Nase. Weitere Kennzeichen sind der marderähnliche Körperbau mit kurzem Hals, spitzem Kopf, kurzen, aber kräftigen Beinen mit fünf fast ganz verwachsenen Zehen, die sich durch lange und spitze Krallen auszeichnen. Diese Gattung bewohnt hauptsächlich Bäume und ist über das südliche Nordamerika sowie Mittel- und Südamerika verbreitet.

NEVADA

ist ein Staat der westlichen USA im unfruchtbaren Großen Becken des Felsengebirges. Er umfaßt 286.292 qkm mit nur rund 160.200 Einwohnern; seine Hauptstadt heißt Carson City. Das Klima ist sehr trocken, hat starke Temperaturschwankungen und läßt nur eine wüstenhafte Pflanzenwelt gedeihen.

OREGON

ist ein Staat der westlichen USA im Küstengebirge sowie im Norden des Großen Beckens. Er umfaßt 251.175 qkm mit rund 1,5 Millionen Einwohnern; seine Hauptstadt heißt Salem. Das milde Klima zeichnet sich durch einen trockenen Sommer, im ganzen aber reichliche Niederschläge aus.

ORGELPFEIFEN-KAKTUS

nennt man einen ungewöhnlich hochgewachsenen Vertreter der Kaktusgewächse wegen des kandelaber- oder orgelpfeifenähnlichen Wuchses seiner dickfleischigen Sprosse.

RADAR-OHREN

hat man popularisierend die Gehörorgane der Fledermäuse genannt, da sie sich damit nach dem technischen Prinzip der Funkortung auch im Dunkeln orientieren können. An der Reflexion der in kurzen Abständen ausgestoßenen Ultraschallwellen können die Fledermäuse auch kleinste Hindernisse erkennen.

RAUBWESPEN

gehören zu den Mord- oder Grabwespen (lateinisch: Sphegidae), ei-

ner mehrere Zentimeter groß werdenden Hautflüglerfamilie der Stech-Immen, und sind für eine hochentwickelte Brutfürsorge bekannt. In sandigem Boden, Holz oder Pflanzenstengeln legen sie für ihren Nachwuchs meist röhrenförmige Höhlen an, in die dann das Weibchen durch einen Stich mit seinem Giftstachel gelähmte Insekten oder Spinnen als Futternahrung für die Larven einträgt und mit einem Ei belegt. Die aus dem Ei geschlüpfte noch fußlose Larve verzehrt diesen Futternahrung, verpuppt sich dann und entwickelt sich zu einem neuen Insekt, das sich ausschließlich von pflanzlicher Kost ernährt. Die einzelnen Arten der Grabwespen sind jeweils auf ganz bestimmte Beutetiere spezialisiert (z. B. der Heuschreckentöter und der Bienenwolf).

ROTLUCHS

(lateinisch: *Lynx rufa*) heißt ein katzenartiges, etwa 80 cm lang werdendes nordamerikanisches Raubtier mit starken Haarbüscheln an den Ohren, das vor allem von kleinen Nagern lebt. Nahe verwandt ist der Streifenluchs (lateinisch: *Lynx eremicus*).

ROTSCHWANZ-BUSSARD

nennt man einen in Nordamerika lebenden Vertreter der Bussarde wegen seiner typischen Färbung. Diese den Adlern nahestehenden falkenartigen Tagraubvögel sind mittelgroß, haben bis zum Ende des kurzen Schwanzes reichende Flügel und ziemlich hohe Läufe. Die langsam fliegenden Vögel kreisen oder rütteln über der erspähten Beute, bevor sie auf das Opfer niederstoßen, In der Hauptsache ernähren sich die Bussarde von Mäusen, Schlangen, Aas, Insekten und Würmern.

SAGUARO-KAKTUS

(lateinisch: *Carnegiea gigantea*) heißt ein als Wahrzeichen des USA-Staates Arizona geltender Vertreter der Säulen-Kakteen, der bis zu 15 m hoch werden kann. Die Samen seiner als Lieblingsspeise der einheimischen Indianer bevorzugten Früchte liefern Mehl oder Grütze.

SCHILDKRÖTEN

(lateinisch: *Testudinata*) sind Kriechtiere mit kurzer, gedrungenen Körperform und knöchernem Rücken- und Bauchschild, zwischen die Kopf, Schwanz und Beine zurückgezogen werden können. Der Rückenpanzer ist aus den verbreiterten Wirbeln und der Bauchschild

aus dem Schlüsselbein sowie den Bauchrippen entstanden, wobei noch eine Reihe von Hautknochen als verbindendes Element wirkt. Bei den Echten Schildkröten ist der Rückenpanzer von hornartigen Platten (Schildpatt) überzogen. Die zahnlosen Kiefer weisen scharfe Hornleisten auf, mit denen die pflanzen- (Land-Schildkröten) oder fleischfressenden (Wasser-Schildkröten) Tiere ihre Nahrung zerkleinern. Alle Schildkröten sind sehr langsam wachsende und zähe Tiere, die wegen ihres geringen Stoffwechsels meist außerordentlich alt werden können. Den in trockenen Erdräumen extremen Lebensbedingungen gut angepaßt hat sich die -> Wüsten-Schildkröte.

SCHUPPENECHSEN oder Schuppenkriechtiere

(lateinisch: Squamata) sind eine Ordnung der Kriechtiere, zu der u. a. die Eidechsen und Schlangen gehören. Der beschuppte Körper ist vor allem durch die stets mit dem Kiefer verwachsenen Zähne und eine vorstreckbare Zunge gekennzeichnet.

SIERRA NEVADA

(spanisch: Schneegebirge) heißt nicht nur ein Gebirgszug im südostspanischen Andalusien, sondern auch ein nordamerikanischer Gebirgszug im USA-Staat Kalifornien. Sein höchster Berggipfel ist der Mount Whitney (4418 m).

SKORPIONE

(lateinisch: Scorpionidea) sind eine Ordnung der Spinnentiere. Das ungegliederte Kopfbruststück trägt kleine scherenförmige Kieferfühler sowie stark verlängerte und am Ende ebenfalls mit Scheren ausgerüstete Kiefertaster. Der letzte Schwanzring des nicht abgesetzten schlanken Hinterleibes enthält ein Paar Giftdrüsen und läuft in einen Stachel aus, an dessen Spitze die Giftdrüsen münden. Hauptsächlich leben die Skorpione in den heißen und trockenen Gebieten der Erde, wo sie Größen von 15 cm Länge erreichen können. Kleine Beutetiere (Insekten, Würmer, Schnecken) werden mit den Scheren ergriffen, in die Höhe gehoben und durch einen Stich mit dem Giftstachel gelähmt. Für den Menschen ist der Stich meist nur sehr schmerzhaft und erzeugt örtliche Entzündungen. In den Wüsten der südwestlichen USA gibt es mehr als 20 Arten von Skorpionen, von denen einige eine be-

achtliche Größe erreichen, z. B. der Behaarte Wüstenskorpion (lateinisch: Hadrurus hirsutus), der oft länger als 12 Zentimeter wird. Am kleinsten (meist kürzer als 5 Zentimeter), aber zugleich gefährlichsten ist der strohgelbe Centruroides sculpturatus, der seinen Stachel durch einen schnellen Schlag des Schwanzes in das Opfer stößt. Da ein Stich dieses Skorpions bei Kindern meist schon tödlich wirkt und auch bei Erwachsenen zu Lähmungserscheinungen führt, wird in den Krankenhäusern dieser Gegenden stets ein Gegengift bereitgehalten.

SKUNK

oder Stinktier (lateinisch: Mephitis mephitis) nennt man eine den Dachsen verwandte amerikanische Marderart, die bei Gefahr ein widerlich riechendes, außerordentlich lang haftendes Afterdrüsensekret ausspritzt. Die Tiere leben versteckt in steppen- und wüstenhaften Gebieten Amerikas und jagen nachts auf kleine Wirbeltiere, fressen aber auch Wurzeln und Beeren. Das durch eine vom Kopf- bis Schwanzende reichende weiße Bandzeichnung auf dem sonst schwarzen Rücken ausgezeichnete Fell liefert ein begehrtes Pelzwerk. Von der Größe einer halberwachsenen Katze ist der in den nordamerikanischen Wüsten vorkommende Fleckenskunk ein Insektenfresser.

SPOTTDROSSELN

(lateinisch: Mimidae) heißen bestimmte, zu den echten Sängern gehörende amerikanische Vögel wegen ihres großen Talentes, den Gesang anderer Vogelarten nachzuahmen.

STACHELN

sind Anhanggebilde der Pflanzen, an deren Bildung nicht nur die Oberhaut (wie bei den Dornen), sondern auch das darunterliegende Grundgewebe beteiligt ist, so z. B. bei den Rosen, die daher keine Dornen, sondern Stacheln haben.

STINKTIER -> Skunk

STRUMPFBANDNATTER

wird eine nordamerikanische Sandschlange wegen ihres mit dunklen Ringen geschmückten Leibes genannt. Sie hat die Eigentümlichkeit, nicht wie andere Schlangen auf dem Boden zu kriechen, sondern wühlt sich mit dem Kopf in den Sand, taucht ein Stück weiter wieder auf und

bewegt sich so in einer senkrechten Wellenlinie vorwärts.

TASCHENMÄUSE

nennt man eine durch lange Hinterfüße und einen langen Schwanz ausgezeichnete, in trockenen Gebieten lebende amerikanische Nagetierfamilie. Zu ihnen gehört auch die im südwestlichen Nordamerika lebende Känguruh-Maus.

TAUSENDFÜSSLER

oder Vielfüßler (lateinisch: Myriapodae) sind Gliederfüßler, die trotz ihres Namens in keinem Fall mehr als rund 200 Füße haben, die paarweise an den Ringen des Rumpfes sitzen. Die drehrunden oder auch abgeplatteten Tiere ernähren sich von Pflanzen oder Tieren bzw. deren Verfallsprodukten.

VOGELSPINNEN

(lateinisch: Aviculariidae) heißen bestimmte Spinnen wärmerer Erdregionen, die sich jedoch überwiegend von Insekten ernähren und nur ganz gelegentlich auch junge Wirbeltiere, z. B. nestjunge oder kranke Vögel, erbeuten.

WEGLÄUFER

(lateinisch: Geococcyx californianus), ein auch als Kalifornischer Rennkuckuck bezeichneter, unserem Kuckuck verwandter Vogel, ist unfähig zu fliegen und erhielt seinen Namen durch die Eigenart, oft lange Strecken vor einem Reisenden her auf dem Wege zu laufen. Der sehr lange Körper endet in einem ebenfalls langen, spitzen Schwanz, und auf seinem Kopf trägt der Vogel einen zweispitzähnlichen Federbusch. Die Nahrung besteht vor allem aus Eidechsen, Heuschrecken, Hundertfüßlern, Mäusen und gelegentlich sogar kleinen Schlangen.

WÜSTEN

sind in erster Linie Erdräume mit einer durch geringe Wasserzufuhr und starke Verdunstung so großen Trockenheit, daß hier fast nur Xerophyten gedeihen, aber sich keine großräumig landschaftbestimmende Pflanzenwelt entwickeln kann. Neben diesen Trockenwüsten gibt es in den Gebieten des ewigen Frostes auch noch sogenannte Kältewüsten. Die Trockenwüsten finden sich besonders in der Zone der subtropischen Hochdruckgebiete (z. B. Sahara, arabisch-persische Wüsten,

Gobi, Kalahari) sowie an Meeresküsten mit kaltem Auftriebswasser (Atacama, Namib) und in abgeschlossenen Gebirgsbecken (Großes Becken der USA). Klimatische Kennzeichen dieser Trockenwüsten sind vor allem die geringen jährlichen Niederschläge sowie große tägliche Temperaturschwankungen. Zwar ist keine Wüste der Erde vollkommen niederschlagsfrei, doch kann der Regen oft jahrelang ausbleiben, um dann unter Umständen plötzlich mit solcher Gewalt zu kommen, daß es in der ja durch keine Pflanzendecke geschützten kahlen Landschaft zu starken Abspülungserscheinungen kommt. Nach der jeweils vorherrschenden Bodenart kann man unter den Trockenwüsten noch Sand-, Fels- (Hamada), Kies- (Serir), Lehm-, Staub- und Salz-Wüsten unterscheiden.

WÜSTENPFLANZEN

lautet der Sammelbegriff für alle Pflanzen, die noch in Gebieten mit durchschnittlich weniger als 250 Millimeter und obendrein noch sehr unregelmäßig fallendem Niederschlag im Laufe des Jahres gedeihen können. Unter den Wüstenpflanzen gibt es sehr vergängliche Arten, die erst nach einem der episodischen Niederschläge keimen und dank ihrer kurzen Vegetationsperiode dann schon in wenigen Wochen bis zur Samenreife kommen können, aber auch ausdauernde Pflanzen. Das Hauptmerkmal der letztgenannten Gruppe ist der stark eingeschränkte und den langen Trockenperioden vorzüglich angepaßte Wasserhaushalt mit mannigfaltig ausgebildeten Schutzvorrichtungen gegen die Trockenheit. So schützen sich die Wüstenpflanzen gegen die Verdunstung durch Verkleinerung ihrer Blattflächen, durch lederartig feste Blätter und andere Anpassungen. Einige haben so außerordentlich lange Wurzeln, daß sie mit ihnen das Grundwasser erreichen können. Andere wieder haben Einrichtungen, um dem Boden und der Luft auch noch die geringsten Wasserspuren entziehen zu können. Die kennzeichnendsten Vertreter der Wüstenpflanzen sind in der Neuen Welt Agaven und Kaktusgewächse, in der Alten Welt die Akazien. Sämtliche Wüstenpflanzen sind Xerophyten und zeichnen sich durch mannigfaltige anatomische Einrichtungen zur Regulierung ihres Wasserhaushaltes aus.

WÜSTEN-SCHILDKRÖTE

(lateinisch: *Gopherus agassizii*) heißt ein den im allgemeinen feuchtere Erdregionen (Flüsse, Seen) bewohnenden sonstigen Schildkröten sehr ähnliches Tier, das sich den im Wüstenraum extrem trockenen Bedingungen erstaunlich gut angepaßt hat. Es kann über 40 Zentimeter lang werden und hält wegen der herrschenden Trockenheit und Hitze in seinem Erdloch einen Sommerschlaf. Wird die Wüsten-Schildkröte durch einen der episodischen Niederschläge geweckt, kriecht sie für einige Stunden aus ihrer Behausung hervor und sucht sich etwas Freißbares. Wasser kann sie praktisch nur aus den Blättern stark feuchtheithaltiger Pflanzen bekommen.

WÜSTENTIERE

sind mit Ausnahme der Insekten meist gelblich-lehmfarbig. Wie den Wüstenpflanzen sind auch den tierischen Wüstenbewohnern ein geringes Wasserbedürfnis und verschiedenartige Anpassungen an die Trockenheit eigen. Gegen die tagsüber herrschende große Hitze schützen sie sich oft durch Verkriechen in Erdlöchern oder anderen unterirdischen Bauten, weshalb nicht nur bei den Reptilien, sondern auch bei einigen Säugetieren eine stark entwickelte Grabfähigkeit anzutreffen ist.

XEROPHYTEN

lautet der botanische Fachausdruck für die vor allem in Wüsten, aber auch an anderen trockenen Standorten lebenden Pflanzen mit Schutzeinrichtungen gegen lange anhaltende Trockenperioden. Sie können die Wasserabgabe vorübergehend oder sogar dauernd einschränken und besitzen zur Sicherung einer möglichst guten Wasseraufnahme meist ein ausgedehntes Wurzelsystem.

ZIESEL oder Zieselmaus

(lateinisch: *Citellus citellus*) heißt ein mit unseren Eichhörnchen verwandtes Nagetier, das in selbstgegrabene Erdhöhlen seine gesammelten Beeren, Samen und Wurzeln als Vorrat einträgt. Das Tier besitzt Backentaschen und wird mit dem kurzen Schwanz bis zu 30 Zentimeter lang.